



Berlin, den 6. Mai 1899.

Das neue Frankreich.

Unleugbar bricht sich bei der Mehrzahl der gebildeten Franzosen die Empfindung Bahn, daß ihre Vorstellungen und ihre moralischen Grundbegriffe in der Gegenwart eine tiefgehende Veränderung erfahren haben. Die große Menge sieht allerdings nur unbestimmte Bewegungen; wer aber einigermaßen mit der Geschichte des französischen Geistes vertraut ist, erkennt kausale Beziehungen und unterscheidet bereits gewisse Hauptursachen.

Ich glaube, daß wir in Frankreich auf einem Punkte angelangt sind, wo es gestattet ist, zurückzublicken und zu resumieren. Die Epoche läßt viel mehr Gewordenes fallen als irgend eine frühere, erworbene Gedanken und Gefühle erscheinen ihr drückend, eben so drückend wie die von der Vergangenheit als Erbtheil übernommene soziale Ordnung. Sie denkt mehr daran, sich davon zu befreien, als einen Ersatz dafür zu schaffen, sie versucht eine ^Wevange neuer Methoden, die alten Grundlagen bekräftigen sie nicht mehr und selbst die satte Bourgeoisie ist davon tiefer berührt, als sie es sich eingesteht. Die Menschen verbrauchen sich sehr schnell, — und doch schreitet die geistige Entwicklung nur langsam vorwärts. Hinter dem sieberhaften Hin und Her steht ein tappendes Zögern. Man bemerkt, daß gewisse Einflüsse von außen gekommen sind, und da die öffentliche Meinung stets eines Schlagwortes bedarf, so schreibt man den Ereignissen von 1870 die Erschütterung zu. Das dürfte eine starke Ueberschätzung jener Ereignisse sein. Das nervöse Unbehagen des modernen Menschen ist allgemein und hat ältere und tiefere Ursachen: den ungeheuren Energieverbrauch Europas und die gegenseitige Zerreißung der auf einander stoßenden antagonistischen Geistesrichtungen.

Um nur von Frankreich zu sprechen: es ist ja ganz klar, daß die Folgen des deutsch-französischen Krieges von der Generation, die damals in voller Manneskraft stand, nicht so empfunden werden konnten wie von der zweiten Generation. Der Mann von fünfundsiebenzig Jahren begreift heute den Mann von fünfundvierzig Jahren nicht; und zwar in Folge eines ewigen Gesetzes. Und auch das alte Frankreich, das nichts gelernt und nichts vergessen hat, begreift das neue nicht mehr. So lange die Vertreter des Alten die Regierung noch in Händen hatten und ihr weiter den Stempel ihres Geistes aufdrückten, trat die Veränderung weniger hervor; heute, da sie, Einer nach dem Anderen, verschwinden und das junge Frankreich an ihre Stelle tritt und sich der Autorität bemächtigt, wird eine ganz andere Lebensanschauung sichtbar, die Lebensanschauung einer nüchternen, ernstern Generation, die nach logischer Gewißheit ringt und zwei charakteristische Merkmale zeigt: ein starkes philosophisches Interesse und eine ausgesprochene Vorliebe für die Ideen des Auslandes. Wenn Das auf den Gebieten der Literatur und Kunst, von denen ich namentlich sprechen werde, am Deutlichsten hervortritt, so ist es doch auf den anderen Gebieten des Gedankens und der Thätigkeit nicht weniger der Fall. Das beweist unter Anderem das lebhafteste Interesse, das den sozialen Fragen entgegengebracht wird. Der Blanquismus, die Theorien Jaurès' und der Schüler Benoît Malons und alle Spielarten des Sozialismus, die ethische Fragen mit ökonomischen verketten, sind Produkte der neuen Richtung. Die Possibilisten und die Parteigänger der Guesde, Lafargue, Bebel, Burns und George: sie Alle sind von ausländischen Ideen beeinflusst. Colin und Karl Marx werden heute in Frankreich beinahe häufiger genannt als Proudhon. In Bezug auf den französischen Anarchismus wird Das — selbst abgesehen davon, daß sein grundlegendes Dogma international ist — Niemand so leicht bestreiten, denn die Abhängigkeit eines Elisée Reclus, Jean Grave und Sébastien Faure von Bakunin, Kropotkin und Stirner ist zu augenfällig. Zieht man, um vollständig zu sein, auch die Bewegung des „Aristokratismus“ heran, so stößt man sofort auf Friedrich Nietzsche; und in der Ethik und Psychologie stehen neben Taine und Renan ein Stuart Mill, Herbert Spencer, Emerson und Carlyle. Die ersten Väter Paul Bourget's sind durch und durch philosophisch und alle verrathen eine kosmopolitische Geistesrichtung. Eine ganze Schule französischer Philosophen und Moralisten, die im großen Publikum freilich wenig bekannt sind, baut die Anschauungen Goethes weiter aus. An die Stelle des beschränkten Patriotismus, der jede fremde Ueberlegenheit leugnete und sich in eitlen Selbstlob gefiel, ist ein Patriotismus getreten, der die fremden Völker sorgsam studirt und sich Alles, was auch uns nützlich sein kann, anzueignen bemüht. Man hat eingesehen, daß das „*far da se*“ ein ungenügendes und schädliches Prinzip ist

und nur für Zeitungstiraden taugt. Ignoranten mögen glauben, daß der Pessimismus Schopenhauers wie ein Fünf-Milliarden-Joch auf uns lastet; der Einsichtige schätzt den Werth der „Aphorismen zur Lebensweisheit“ und weiß, daß sie auch Manchen unter uns getröstet und gestärkt haben.

So scheinen Unterströmungen des französischen Geistes in viel bedeutenderem Umfange oder doch unmittelbarer aus fremden Quellen gespeist zu werden als früher. Das denkende Frankreich arbeitet still und beharrlich an einer fortschreitenden Einföhrung abstrakter und internationaler Elemente; aber diese heimliche Miniarbeit wird von plöylichen Zusammenbrüchen begleitet, — und diese überraschen das Publikum. Wo auch immer sie äußerlich erfolgen, in den Kunstausstellungen, in den Konzerten, im Theater, im Roman, überall wird ihre symptomatische Bedeutung sofort ein Element der Neugier und der Verwirrung und man fragt erschreckt, woher sie stammen, weil man ihre Beziehungen zu den tieferen Phänomenen nicht kennt.

Seit Jahren schon sind solche Erscheinungen aufgetreten; zuerst isolirt, dann immer häufiger und jetzt schließen sie sich in großer Anzahl zu einer Reihe zusammen, die eine vollständige Veränderung der nationalen Psyche bedeutet. Sie ist unbestreitbar und allgemein und der Kritiker hat sie nicht zu rühmen oder zu tadeln, sondern zu registriren, zu beobachten und zu erklären. Das will ich versuchen und zunächst die Basis skizziren.

Ein fremder Einfluß, den man dem Kriege von 1870/71 zuschreibt, ist in Frankreich vorhanden. Er hat die zeitgenössischen Ideen umgewandelt. Die Einen brüsten sich damit, die Andern grämen sich darüber. Die Leute, die ihn aus Voreingenommenheit leugnen, kommen nicht in Betracht, denn sie verrathen nur ihre Unwissenheit und Verständnislosigkeit. Sie wollen in dieser ernsten und allgemeinen Bewegung nur Spielerei und Laune finden. Wenn es sich wirklich nur darum handelte, so brauchten sie sich nicht so aufzuregen, nicht vorübergehende Velleitäten und Moden mit solcher Heftigkeit zu bekämpfen. Handelt es sich aber um eine Gefahr, die den ganzen französischen Geist und unsere Zukunft in Frage stellt, so ist es schon der Mühe werth, näher zuzusehen. Bis wie weit ist also der fremde Einfluß in Frankreich vorgebrungen? In welchem Maße ist er mit den charakteristischen Eigenschaften unseres Geistes vereinbar? In welchem Maße ist er ihnen schädlich?

Bis jetzt hat man diese Fragen noch kaum gestellt. Man hat lieber auf einen vorübergehenden Snobismus geschlossen und die eine Partei hat jede Einwirkung von außen prinzipiell als nachtheilig verworfen, während die andere sie als vortheilhaft pries. Das mag ein angemessenes Verfahren sein, wenn die Politiker mit einander über Schutzzoll oder Freihandel streiten; für geistige Kontroversen ist es ungenügend. Es handelt sich nicht darum, Etwas durchzusetzen oder zu verhindern, sondern darum, sich zu verständigen, — und so

hat man sich bis jetzt denn ganz und gar nicht verständigt. Es ist keineswegs ausgemacht, daß ein fremder Einfluß immer schädlich ist — so argumentirt nur der Chauvinismus —, eben so wenig aber auch, daß ein unbegrenzter Einfluß von außen vortheilhaft ist. Alles hängt eben von dem Anfange der Transfusion ab. Es giebt im Auslande Ideen, die sich mit unserem Organismus vertragen, und deshalb ist es gut, wenn wir sie uns nutzbar machen; es giebt aber andere Ideen, die für uns unbrauchbar sind und uns nur Schaden bringen würden: Ohne daß auch nur der Versuch gemacht worden wäre, die Scheidegrenze zu ziehen, ist man vielmehr zu einer Polemik in Bausch und Bogen übergegangen, die den Sachverhalt verbunkeln mußte. Die öffentliche Meinung aber hat sich an zwei Ausdrücke geklammert, die für sie förmlich zum Schibboleth geworden sind: hie „clarté française“, hie „brume du Nord“. Diese Ausdrücke werden durch alle Zeitungen spaziren geführt und sollen Alles erklären. Jeder wendet sie an, aber Niemand giebt sich die Mühe, zu sagen, was er damit meint. Das führt zu der Frage:

Worin sind die Ideen von Mitteleuropa nebelhaft und was ist die „französische Klarheit“? Wenn diese Frage beantwortet ist, dann erst wird sich bestimmen lassen, ob das Vaterland in Gefahr ist. Nebenbei wird dann noch die Frage zu stellen sein, ob die Aufnahme fremder Ideen durch unsere Künstler ein Zeichen des Verfalls wäre oder einfach bedeutete, daß die geistigen Bedürfnisse Frankreichs sich verändert haben. Denn schließlich sind doch Verfall und Veränderung von einander grundverschiedene Erscheinungen. Gewiß ist es berechtigt, die Integrität des nationalen Kunstgeschmackes zu vertheidigen; doch wenn er selbst sich zu verändern ansetzt, so kann man auch nicht im Namen einer „nationalen Klarheit“ solcher Evolution widerstreben, es sei denn, daß diese berühmte Klarheit wirklich eine unerläßliche Existenzbedingung des vergangenen und zukünftigen Frankreichs bedeutet.

Ich komme nur mit einem Worte auf die Behauptung des „Snobismus“ zurück, denn es ist schon an sich unmöglich, den Arbeiten einer ganzen Generation „Snobismus“ als Motiv unterzuschieben. Wirklich: alle diese Musiker, Maler und Schriftsteller sollten kein anderes Ziel haben als das „épater le bourgeois“ und das Nachäffen des Fremden? Dem sollten sie ihre Zeit und Arbeitskraft opfern? Würde eine solche Mystifikation denn zuletzt nicht sie allein schädigen und lächerlich machen?

Die französische Malerei ist von allen Künsten der nationalen Tradition am Treuesten geblieben. Ihre stärkste Evolution seit dreißig Jahren, der Impressionismus, ist rein französisch, und die selbe Kritik, die heute den nordischen Nebel bekämpft, überschüttete damals den Impressionismus mit Hohn. Wie ist Das verständlich, wenn die nationale Tradition den Maßstab abgeben soll? Niemand war französischer als gerade Eduard Manet in

den Werken seiner zweiten Periode, nachdem er den Einfluß der Spanier überwunden hatte. Man hat in Frankreich nichts Freieres, nichts Eherlicheres und nichts Geistreicherer — in dem besonderen Sinne, den die Maler diesem Ausdruck beilegen — gesehen und die Werke Manets bedeuten eine Etappe der französischen Malerei, genau so wie die Davids, ja, eigentlich noch mehr, und wie die der Delacroix und Courbet. Renoir ist in seiner Farbentönung und seiner weichen Grazie ein direkter Nachkömmling Fragonards. Die Studien eines Degas, mit ihrer sorgsam gewählten merkwürdigen Geste und der Schärfe ihrer Physiognomien, illustriren das moderne Leben, wie Delacourts Kupferstiche die Sitten des achtzehnten Jahrhunderts wiedergaben. Claude Monet stammt augenscheinlich von Claude Lorrain. Die Frauenportraits Besnards, seine Vorliebe für eigenartige Sujets, die meilenweit vom Konventionellen entfernt ist, seine Grundauffassung und seine Faktur sind absolut französisch. Das Selbe gilt von den Aquarellen der Bertha Morisot. Die Hauptbestrebungen dieser Künstlergruppe, das Suchen nach dem modernen Charakter in der ausdrucksvollen Freiheit der Haltung und die Technik der wissenschaftlichen Farbtheilung sind rein national und den stilisirten Malereien der Ausländer durchaus entgegengesetzt. Der Impressionismus hat, stärker selbst als der akademische Neuklassizismus und die romantische Richtung, alte Traditionen erneuert und es ist seltsam, daß diese Auffassung im Publikum erst so spät, erst jetzt sich langsam durchgesetzt hat.

Ganz allerdings hat der fremde Einfluß auch die Malerei nicht verschont. Gustave Moreau, der Schule gemacht hat, ist den englischen Präraffaeliten nah verwandt. Der Salon des Marsfeldes lehrt, welchen Zauber James Whistler auf eine Schaar von Künstlern ausübt, die von Jahr zu Jahr wächst. Er und Besnard werden am Meisten kopirt. Es wäre schwer, von der Persönlichkeit Puvis' de Chavannes zu sagen, daß sie mehr französisch als ausländisch ist, eben so von Carrière. Zwischen Alma Tadema und Gérôme, zwischen Leighton und Bouguereau, zwischen Hans Makart und Carolus-Duran, zwischen den Düsseldorfern und Bonnat sind starke Beziehungen vorhanden. Man sieht: es fehlt in der Malerei nicht an fremden Einflüssen, sie wird aber ganz und gar nicht davon erdrückt und ist sicherlich von allen Künsten die originellste. Auch in der Bildhauerei haben, abgesehen von dem Akademismus, der in keinem Lande eigenwüchsig ist, die wenigen großen Talente rein französische Tendenz. Dalou mit seiner realistischen Kraft, Bartholomé mit seiner sentimentalen Anmuth, Alexandre Charpentier mit seiner nervösen Schmiegsamkeit, die Claudel mit ihrer leidenschaftlichen Hestigkeit verdanken den Fremden nichts. Robin endlich, der den Ausgang des Jahrhunderts beherrscht, ist ein Genie, das keinem Anderen gleicht; er wurzelt im Mittelalter und wird vielleicht die besten Bildhauer seiner Epoche dahin zurückführen;

er scheint die gewöhnlichen Konventionen mehr und mehr fallen zu lassen und ein Entdecker monumental-synthetischer Formen — man möchte beinahe sagen: einer Figuren-Architektur — zu werden. Eine so außerordentliche Natur kann nicht rubrizirt werden. Im Allgemeinen geben die französischen Bildhauer dem Auslande mehr, als sie von ihm empfangen.

Ganz anders steht es allerdings um die Musik, die von den Symphonikern des Auslandes tyrannisiert wird. Wagner lastet auf ganz Europa und Niemand hat seit „Parsifal“ eine große Schöpfung unternommen, die nicht unter seiner Nachwirkung stände. Selbst Massenet wird trotz seiner herausfordernden Oberflächlichkeit und trotz seiner manierirten Sentimentalität von wagnerischen Formeln heimgesucht. Das Selbe gilt von Meyer; Saint-Saëns widmet den besten Theil seiner vornehmen Persönlichkeit der Symphonie und hat niemals Anspruch darauf erhoben, in der Oper Neues zu geben. Was Vincent d'Jory, Ernest Chausson und Guy Rogars angeht, so stehen sie im Banne Wagners oder César Francks. So auch Erlanger. Die russische Musik hat durch Borodin, die skandinavische durch Grieg, die deutsche, abgesehen von Wagner, durch Schumann am Stärksten auf uns eingewirkt. Der zarteste aller unserer Komponisten, der auch in der Verfeinerung der Technik am Weitesten zu gehen scheint, Claude Debussy, steht Borodin unendlich näher als den Franzosen. Bruneau versucht mühsam, sich verschiedenen Einflüssen zu entziehen und durch gewisse realistische Effekte einen eigenen Charakter zu gewinnen. Und der einzige Musiker, der die Tradition Verliozs und Bizets wiederaufnimmt und mit ganz persönlichem Temperament eine wirklich aus französischen Instinkten geborene Musik schreibt, Gustave Charpentier, bleibt vereinzelt. Man scheint ihn nicht einmal zu verstehen. Uebrigens ist Das sehr erklärlich. Männer wie Wagner im Musikdrama, César Franck in der Symphonie, Schumann im Lied lassen ihren unmittelbaren Nachfolgern nur wenig Selbständigkeit übrig.

In der Literatur ist der tiefe Eindruck, den Dostojewskij und Tolstoi hervorgebracht haben, bemerkenswerth. Der russische Roman ist in den letzten Jahren der stärkste Gegner des naturalistischen Romans geworden. Die Neigungen für den Essai und für den psychologischen Roman, die Paul Bourget wieder zu Ehren brachte, beherrschen auch Hervieu, Barrès und die ganze junge Schule der Analytiker; ihre philosophischen Neigungen sind theils England, theils Deutschland zugewendet. Schriftsteller, die sich von jeder Schule fernhalten, sind Elemir Bourges, der auf die englischen Tragiker zurückgeht, Guyssmans, der in seiner letzten mystischen Manier das deutsche Mittelalter wiederzubeleben versucht, und Rosny, der in seinen wissenschaftlichen und soziologischen Romanen stark mit dem Ausland sympathisirt; auch Paul Adam ist zwar in der Form rein französisch — sein impressio-

nistischer Stil stammt von den Goncourts —, hat aber in seinem Dekultismus ein Element, das ihn von unserm Lande trennt. Léon Daudet ist von Metaphysik förmlich durchtränkt und Marcel Schwob hat viele Berührungen mit der englischen Literatur. Das moderne Drama steht im Zeichen Henrik Ibsens, dessen Werken wir Alle eine neue Intuition danken. So gering die Zahl der Ibsen-Vorstellungen auf „Freien Bühnen“ und im Vaudeville-Theater auch war: sie haben eine Aufregung hervorgerufen, die nicht vergehen wird. Ibsen und Tolstoi müssen auf unser Land wirken, wie sie auf ganz Europa gewirkt haben, denn sie haben neue Werthe geschaffen und sind, wie Wagner, ohne Nebenbuhler. Es wird mit ihnen auch eben so gehen wie mit Wagner. Einst erklärte die ganze französische Kritik zwischen zwei Epigrammen, niemals würden die Franzosen sich dieser Musik anpassen; jetzt sind „Walküre“ und „Lohengrin“ die besuchtesten Opern und kein französischer Musiker würde heute noch wagen, sich dem Einfluß Wagners gänzlich zu entziehen. Und unsere Lyrik? Der Versuch der modernen französischen Poesie, einen freien Vers zu schaffen, der sich an die überlieferte Prosodie nicht bindet, war durchaus ohne Vorbild; er wird die einzige dauernde Bereicherung sein, die der „Symbolismus“ der Literatur zugeführt hat. Nun, dieses Suchen nach gebrochenen Rhythmen, nach musikalischer Klangfülle und Affonanzen entsprang unmittelbar zwei Ursachen: der Gewöhnung an die neuere symphonische Musik und das moderne Musikdrama, daneben aber auch dem Wirken englischer Kunst.

Überall sehen wir also ein gewisses Eindringen ausländischer Einflüsse. Kann man nun angesichts einer solchen Entschiedenheit und Breite des Phänomens wirklich noch behaupten, daß unsere Maler, Musiker, Dichter und Essayisten sich vereinigen, um das Publikum zu mystifiziren und die nationale Tradition zu schädigen, und ihre Arbeiten in läppischem Snobismus verfälschen? Das ist albern; und doch wiederholt es der Journalismus noch immer vor jedem Werke, das ihn in Erstaunen setzt. Und diese geistige Unzucht sollte nun schon seit fünfzehn Jahren herrschen? Denn schon über fünfzehn Jahre erstreckt sich das Wirken der Künstler, die ich namentlich aufgeführt habe. Nein, es ist klar, daß hier ein Gesetz vorliegt, das alle Kunstgebiete gleichmäßig beherrscht und eine neue Aesthetik fordert. Alle gehorchen ihm, in ihren Büchern, ihren Partituren und ihren Bildern. Die Gesamtheit ihrer Werke zeigt die Tendenz, den alten, bewährten Vorzügen des französischen Genies andere, die sie bei den Ausländern entdeckt haben, hinzuzufügen. Das ist keine Verschwörung der Künstler und einer Koterie im Publikum, ist nicht irgend eine Laune und Spielerei, sondern eine Offenbarung modernen Geistes, die lebensfähig und fruchtbar ist.

Nachdem diese Bewegung anfänglich geleugnet worden war, fühlt man jetzt auch schon ihre ganze Bedeutung oder, wie Einzelne sagen, ihre ganze

Gefahr, — und damit ist die Frage in ein neues Stadium getreten. Mit Ibsens Dramen ist der Ausdruck „nordischer Rebel“ in unsere Zeitungen gelangt; dieser Rebel hat nach der Theorie der Zeitungsschreiber also einen großen Theil unserer Schriftsteller umfassen, die sich darauf in Wolken, in unbestimmte Träumereien und verworrene Sensationen verliert haben. Das wäre nun freilich eine sehr bequeme Lösung des Problems; aber es fragt sich, ob sie auch richtig ist und ob die Schriftsteller, die plötzlich so „nebelhaft“ geworden sind, nicht in dem Nebel doch Etwas suchen und zu finden hoffen. Wenigstens wäre es höflich, sie selbst darüber zu hören. Sind ferner die Ideen, die der „Norden“ gestaltet, nothwendig nebelhaft oder scheint eine Idee nicht manchmal nur Denen nebelhaft und unverständlich, die sich nicht die Mühe geben, sie zu begreifen? Wenn die so munter in den Nebel verbannten ausländischen Künstler sich darin ganz wunderbar zurecht finden: vielleicht wollen die Franzosen, weil sie Das eben bemerken, auch nicht ängstlicher sein. Eine Auffassung, die aus Deutschland ein Land von in Tabakqualm gefüllten Bierhäusern, aus den Engländern eine Nation von „Gin“ konsumirenden Todtys und aus Ibsen einen im Bärenfell stolzirenden lappländischen Einsiedler macht, genügt doch nicht einmal für die Karikatur, so belustigend sie auch für manche Leute sein mag. Und was bedeutet eigentlich die „französische Klarheit“, die man anruft, um den verhängnißvollen Nebel zu zerstreuen? Da sie allein angeblich ihrem Lande seine Lebensfähigkeit erhalten kann, und zwar die Fähigkeit, ein Leben zu führen, das dem Leben, mit dem sich das übrige Europa begnügen muß, weit vorzuziehen wäre, so muß man sie für eine ganz außergewöhnliche Tugend halten. Was ist denn nun diese „Klarheit“? Und vor Allem: liegt sie in den Ideen oder im Ausdruck?

Das Dogma von der „französischen Klarheit“ ist eben Dogma, ist Religion: dadurch entzieht es sich jeder Analyse. Wenn die ausländischen Schriftsteller sich in die Theorie des „Rebels“ fügten und ihren Ehrgeiz darin fänden, unklar zu scheinen, so müßten sie ziemlich närrisch sein. Gerade da, wo wir sie als „nebelhaft“ bezeichnen, behaupten sie im Gegentheil, ganz klaren Ideen zu folgen, und erkennen den „Rebel“, in den man sie hartnäckig einschließen will, durchaus nicht an. Anders, wie gesagt, die „französische Klarheit“; sie ist unter uns indiskutabel, ein Glaube, ein Dogma. Dagegen ist es ein Wenig aus der Mode gekommen, von „gallischem Geist“ zu sprechen. Man verstand unter diesem esprit gaulois eine durchsichtige Heiterkeit des Stils, die man als besonders charakteristisch für Frankreich ansah. Man sprach oft von diesem Geist, konnte ihn aber beim besten Willen nicht definiren. Gerade so steht es auch mit dem „Gemüth“ der Deutschen. Man frage den deutschen Philister danach und er wird sagen, daß es kein Wort giebt, um den Ausdruck in eine fremde Sprache zu übersetzen; weiter wird man nichts aus ihm herausbringen. Der Deutsche

hält also das „Gemüth“ für die germanische Seele, der französische Zeitungschreiber sagt, er verwerfe im Namen der „französischen Klarheit“ ein Drama Ibsens. Setzt man ihm weiter zu, so wird man aus seinen Antworten höchstens heraushören, die „französische Klarheit“ sei Das, was sogleich verstanden wird und nicht dunkel ist.

Was ist denn aber nicht dunkel? Jeder Gedanke ist verständlich oder unverständlich, je nach dem Bildungsgrade des Hörers, vor dem man ihn ausspricht, — immer vorausgesetzt, daß er logisch ausgedrückt wird. Die Unklarheit existirt also in einem anderen Sinne nur in der mangelhaften Form des Ausdrucks. Jeder Gedanke darf schwer faßlich sein, wenn er nur das Gesetz der Logik erfüllt und vom Denker klar formulirt wird. Wenn man alles Schwierige unklar nennen wollte, so wären nur Banalitäten erlaubt. Das ist aber hoffentlich nicht das Ideal der „französischen Klarheit“. Nur die Plattheit wird sofort verstanden. Die psychologischen Arbeiten Tarde's, die mathematischen Arbeiten Poincaré's würden einen Feuilletonisten ganz ebenso in Verzweiflung setzen wie ein Drama von Ibsen; und doch ist der Gedankengang dieser Arbeiten vollkommen „klar“. Auch scheint man die „Frage der Klarheit“ bei solchen wissenschaftlichen Studien nie aufzuwerfen. Warum denn aber bei dem Romanschriftsteller, dem Symphoniker, dem Maler, die sich in ihrem Beruf doch auch mit der Lösung schwieriger Probleme befassen? Man hat nie sagen hören, Tarde und Poincaré seien mit Absicht unverständlich, weil man eine unbestimmte Achtung vor ihrer Spezialität hat. Man übersieht aber, daß die Künste eben so subtil und eben so kompliziert sind wie die Philosophie oder andere Wissenschaften. So hat man auch noch ein Bißchen Achtung vor der materiellen und bildhauerischen Technik, weil man davon nichts versteht. Aber ein allgemeines Vorurtheil hält die Sprache für Jedermanns Eigenthum und verlangt, daß die Literatur sich deshalb auch Jedermann als Kritiker gefallen lasse. Und doch handelt es sich um einen besonderen Gebrauch der Sprache und die literarischen Zwecke machen aus der Sprache genau ebenso ein technisches Ausdrucksmittel, wie es Thon und Farben sind. Die Frage der Klarheit darf also für die Literatur nicht anders gestellt werden als für jede andere geistige Produktion. Die einzige logisch zu fordernde Klarheit ist die der Gedanken. Man darf nicht fordern, ein Werk, das Monate der Beobachtung und der Ausführung verlangt hat, solle in allen seinen Absichten im Zeitraum von wenigen Stunden oder Minuten beurtheilt und verstanden werden. Es giebt eine Art natürlicher Pietät, die man dem Schaffenden schuldig ist; und so einfach dieses Gebot auch scheinen mag: es wird täglich von der übergroßen Menge Derer verletzt, die einen zerstreuten Blick auf ein Bild werfen, einen Akt einer Oper anhören oder zwanzig Seiten eines Buches überfliegen und dann, spöttisch lächelnd, verkünden, sie hätten das Zeug nicht verstanden.

Der Streit über den „nordischen Nebel“ kann also nur eine Formfrage sein, keine Frage des Inhalts. Man müßte vor Allem präfen, worin die Psychologie und die Moral Tolstois, das neue Weib Ibsens, die symphonischen und dramatischen Neuerungen Wagners für uns nicht „anpassbar“ sein sollten. Das können aber allein Die entscheiden, die selbst schaffen; sie allein können beurtheilen, bis zu welchem Punkte ihnen die Aufnahme fremder Ideen möglich und willkommen ist. Aber die Verächter des „nordischen Nebels“ wollen davon nichts wissen. Sie behandeln von vorn herein die fremden Auffassungen als verworren, als unklar, als nebelhaft, ohne sie zu analysiren; und dieses Postulat gestattet ihnen eben so sichere wie leichtfertige Ausführungen über die Gefahr, die uns vom Auslande drohe. Die Vorwürfe, die einem neuen Stück von Ibsen in den Zeitungen gemacht werden, betreffen weit weniger seine Thesen als gewisse scheinbare Unklarheiten, wie den Gebrauch der Symbole; und man hat diese systematischen Vorwürfe zum Beispiel auch dem prachtvollen Drama „Johann Gabriel Borkman“ nicht erspart, das nicht das geringste Symbol enthielt. Die Gruppe junger Schriftsteller, die wider ihren Willen als symbolistisch bezeichnet wird, neigt gar nicht übermäßig zum Symbol. Man hat sie einfach mit Ibsen und Wagner zusammen in den „nordischen Nebel“ gesteckt. Alles, was schwer und komplizirt in der Kunst ist, heißt in dem Munde gewisser Leute „nordischer Nebel“. Das ist, wie ich bereits sagte, das Paradoxon der Zeitungschreiber und daran muß man lächelnd vorübergehen.

Ich will hier nicht näher untersuchen, welche fremden Gedanken und Gefühlswerthe den französischen Künstlern von außen zugeströmt sind. Das ist heute noch unmöglich. Aber welche armselige Meinung macht man sich von Frankreich, wenn man es in der Art seiner unberufenen Vertheidiger als ein Land hinstellt, das nur solche Gedanken und Werke vertragen kann, die ohne geistige Anstrengung verständlich sind! Es müßte verschiedene Namen seiner besten Dichter, von denen viele eben so glorreich „unklar“ waren wie Ibsen und Tolstoi, von der Ruhmestafel der Nation streichen. Verebelen wir die ererbte französische Tradition und bekennen wir, daß ihr Streben nach Klarheit, nach Ordnung und Anschaulichkeit keinen noch so tiefen Inhalt ausschließt, sondern im Gegentheil gerade dem gelungensten Ausdruck dieses Inhalts dient. Es gehört nicht zu den Ueberlieferungen des gallo-romanischen Genies, sich mit oberflächlichen Gedanken zu begnügen. Wenn Malebranche, Pascal, Lamennais, Vigny und so viele Andere heute schrieben, so würden auch sie wahrscheinlich den Zeitungschreibern als abstrus und nebelhaft gelten. Frankreich hat von je her ein wunderbares Vorrecht besessen; es ist gleichsam ein reinigender Filter gewesen, durch den alle großen Ideen Europas hindurchgegangen sind, um als eine gereinigte Nahrung an die übrigen Nationen

zurückgekommen. Diese Gabe sichert dem geistigen Frankreich eine vielseitige Persönlichkeit; es ist der „Freihafen“ der europäischen Gedanken; und dieser historischen Mission entspricht seine Neigung, keine Berührung des Auslandes zurückzuweisen. In diesem Sinne strafen unsere heutigen Künstler den seltsamen „Schuggoll“ Lügen, den eine falsche nationale Eigenliebe ihnen aufdrängen möchte. Daß in der Literatur etwa die einheimische Sprache vernachlässigt werde, darf Niemand behaupten; im Gegenteil: wir leben in einer Epoche, in der vielleicht zu viele Leute gut schreiben, und der Wunsch, den Stil und die Syntax zu bereichern, quält unsere Schriftsteller in fast übertriebener Weise. Und was die Neigung zu gewissen Ideen, die speziell den Ausländern sympathischer sind, betrifft: wie will man überhaupt die Nationalität einer Idee bestimmen? Politik, Sitten und Gebräuche sind national; aber giebt es eine Philosophie, eine Spezialwissenschaft, eine Moral, eine Soziologie, die von etwas Anderem als von der Richtigkeit ihrer Lehren abhängen und die an irgend einer Landesgrenze aufhörten, wahr zu sein? Nur die Art, wie ein Gedanke in dem einen Lande fruchtbarer wird als in dem anderen, bildet einen Unterschied; und die „französische Klarheit“ erfüllt ihre höchste Bedeutung, wenn mit ihrer Hilfe die Künstler aus den im übrigen Europa entstandenen Gedanken Nutzen ziehen. Der Gebrauch des Symbols und der Allegorie, Ibsens Individualismus, Wagner's Unendliche Melodie — um nur Einiges herauszugreifen von Dem, was die öffentliche Meinung in Frankreich beunruhigt hat — gehen in den Händen der schaffenden Künstler Frankreichs in etwas Anderes über und erhalten französischen Charakter gerade in Folge der „Klarheit“, die ein nationaler Instinkt ist und selbst Diejenigen in ihren Dienst zwingt, die versuchen würden, sich dagegen aufzulehnen.

Die Gefahr ist also, wie mir scheint, illusorisch. Nur eine Meinungsverschiedenheit über die Formen trennt die Anhänger des „nordischen Nebels“ von den Anhängern der „französischen Klarheit“. Drei Formen haben vor Allem das Publikum erschreckt. Die eine ist die neue symphonische Form, die man Wagner verdankt. Sie hat in den Konzertsälen Stürme erregt. Aber sie beeinflusst nicht allein Frankreich, sondern ganz Europa und die Zeitungschreiber in Wien haben darüber eben so gejammert wie die Zeitungschreiber in Paris. Die andere ist der Impressionismus. Doch diese Manier ist eine Schöpfung der französischen Maler; die Fremden haben sie nur angenommen. Und merkwürdiger Weise hatte man nur Lobeserhebungen für Gustave Moreau, der sich doch den italienischen Künstlern und den englischen Präraffaeliten angeschlossen und eine in Frankreich unbekannt Richtung einführt. Die dritte Form ist der Symbolismus in der Literatur, dem es in Frankreich durchaus nicht an Vorläufern fehlt. Allegorie und Symbol waren zu keiner Zeit mit dem Geiste der französischen Schriftsteller vereinbar.

Daraus, daß sie in Frankreich seltener angewandt worden sind als der direkte Ausdruck, folgt doch nicht, daß sie ein verbotenes Gebiet wären. Sonst müßte man auch die Messe als eine unzulässige Aneinanderreihung von Symbolen den Franzosen untersagen. Außerdem bedienen sich die Modernen des Symbols mit großer Vorsicht; und was die freie Prosodie, die „Musikalität“ des Verses betrifft, so haben wir die Autorität der alten Poeten und es steht uns sicherlich frei, Racine und Lamartine, als die musikalischen Poeten, den Koloristen von der Art Hugos vorzuziehen. Man sieht nicht recht, worin etwa die französische Kunst da zu Gunsten der ausländischen absankte und wie sie der „nordische Rebel“ in seinen Mantel hüllte. Nein, die Franzosen geben sich nicht selbst auf, die nationale Tradition entartet nicht. Daß eine ernsthafte Bewegung die Generationen seit 1871 zu den jenseits der Grenze entstandenen Ideen treibt, ist durchaus wahr; doch es handelt sich um edle und fruchtbare Bemühungen, nicht um ein Verzichten oder elende Nachäfferei. Es ist kindisch, „Finis Galliae“ zu rufen, wenn man Wagner oder Ibsen Gerechtigkeit widerfahren läßt, da doch Jeder es selbstverständlich findet, Herbert Spencer oder Röntgen anzuerkennen. Wenn sich im Gedankenaustausch zwischen dem Auslande und Frankreich unassimilirbare Elemente einstellen, so wird ganz von selbst die Macht der Verhältnisse die Künstler nöthigen, sich ihrer instinktiv zu erwehren. Uebrigens behaupten die selben Leute, die stets über die nordische Invasion jammern, dann auch wieder, daß die Fremden Alles von uns erhalten hätten. Das ist nicht nur falsch, sondern auch ein Widerspruch in sich selbst. Nicht ohne Lächeln haben wir gehört, daß Ibsen Alexander Dumas verdrängt habe, und dann wieder, daß seine „Nora“ mit Villiers de l'Isle-Adam's „Révolte“ in Beziehung gebracht wurde. Eben so unhaltbar ist es, den Werth der Kunstwerke eines Wagner, Ibsen und Tolstoi zu leugnen, die den größten Manifestationen des menschlichen Geistes beizuzählen sind. Sie sind uns Zeugnisse der Schönheit, die wir eben so wenig als „nordischen Rebel“ in Verruß bringen können, wie wir etwa die „italienische Sonne“ verdunkeln könnten, weil sie nicht französisch ist.

Die französische Literatur hat auf die fremden Literaturen stark eingewirkt; dafür hat sie aber auch nach einander von Italien, Spanien, England und Deutschland Anregungen erfahren. Warum soll diese Wirkung der skandinavischen und russischen Literatur versagt sein?

In einer Zeit heftigster Gährungen, in der die Grenzen ihre alte Bedeutung verlieren, in der die Anhänglichkeit an das Vaterland hinter den wirtschaftlichen Zusammenhängen zurückbleibt, in der sich vielleicht die Klassen getrennter von einander fühlen als die Völker, in einer Zeit der vorgeschrittenen Kultur- und Wirtschaftsgemeinschaft aller Länder Europas müssen sich natürlich die Literaturen der civilisirten Nationen einander auch

ungemein nähern. Eine Reaktion dagegen wäre aussichtslos, da die Logik der Thatfachen immer am Stärksten ist. Die „französische Klarheit“ ist keine Gedankenbarriere, sondern eine nationale Eigenschaft. Solche nationalen Eigenthümlichkeiten haben auch die anderen Nationen. Aus diesen Eigenschaften entwickelt sich eben trotz der Gemeinsamkeit der Grundlagen die mannichfache Vielheit der Volkskulturen.

Man schreie auch nicht über den Internationalismus. Wie Bebel einmal erklärte, die Sozialdemokraten blieben Deutsche und würden es im Kriegsfall beweisen, eben so bleiben die französischen Künstler auch in der Behandlung fremder Gedanken national. Die Entnationalisirung der Grundlagen des geistigen Europas ist nicht bloß eine Thatsache, sondern eine Entwicklungsnothwendigkeit. Es ist einem modernen Franzosen unmöglich, nur Franzose zu sein, wie denn heutzutage ein Russe oder Norweger nicht nur Russe oder Norweger ist. Der Ideenfonds Europas ist ein großes Ganzes geworden und ein rein französisches Ideal ist eben so unerfindlich wie etwa ein rein germanisches.

Rebel und Klarheit mischen sich mehr und mehr. Es wäre eitel und thöricht, über eine Erschütterung der französischen Eigenart zu erschrecken; im Gegentheil: sie wird eifersüchtig vertheidigt, aber eine jeden gegenseitigen Einfluß ausschließende Auffassung des Vaterlandes ist heute unmöglich geworden. Die Verbrüderung der germano-lateinischen Rassen, die sich unter dem Haß und den Eifersüchteleien der Politik anbahnt, ist keine bloße Chimäre. Sie tritt von Tag zu Tag mehr in die sichtbare Wirklichkeit. Aber wir befinden uns erst im Stadium der Vorbereitungen. Daher die Uebertreibungen, die Irrthümer, die Schwankungen als natürliche Begleiterscheinungen der Krisis. Endlich noch eine Betrachtung: Hat die französische Musik ihren Stil verloren, als Gluck und Piccini sich zum Nachtheil Rameaus und Leclaires in die französische Bewunderung theilten? Nein. Also wird es mit Wagners Einfluß eben so ergehen. Sind die prosodischen Kühnheiten der Symbolisten, sind ihre allegorischen Versuche etwa stärker vom Ausland inspirirt, als es Victor Hugos Rhythmen und Epitheta waren, stärker als die von den Spaniern und von Shakespeare beeinflusste Romantik? Nein. Worin widerstreben auf dem Gebiet der moralischen Ideen die Gestalten Tolstois und Ibsens dem Geschmack und dem Gefühl Frankreichs? ... Kennen wir also nicht Slaverei, was ein Austausch ist, sehen wir nicht da Verkümmern und Tod, wo Entwicklung und Leben herrscht. Die Bewegung, die das neue Frankreich durchzuckt, wird nicht unfruchtbar bleiben, denn alles Das, was uns jetzt vorübergehend beunruhigt, bedeutet nicht die Krämpfe eines Todeskampfes, sondern die Wehen einer neuen Geburt.



Nus Nietzsches Leben und Schaffen.

Auf der Halbinsel, die im Süden des Golfes von Neapel sich gegen Capri ins Meer erstreckt, liegt in dem vielbesungenen Piano di Sorrento der Ort gleichen Namens. In üppiger Vegetation prangend, auf der einen Seite von hohen Bergen überragt, auf der anderen von dem unvergleichlichen Golf umsäumt, rechtfertigt dieser köstliche Erdenfleck allen Ueberschwang der Begeisterung, mit der Dichter und gewöhnliche Sterbliche seinen Ruhm verkündet haben: ein unerschöpflicher Zauber entströmt, so oft auch das Auge darauf weilt, dem in Schönheit getauchten Bilde. Hier ging ich jüngst zwischen Häusern und Orangengärten ziellos dahin, als mein Blick auf die Villa fiel, die den Namen „Luigi Rabinacci“ trägt. Eine alte Erinnerung stieg in mir auf. Ich sann nach, — und plötzlich erhellte sie sich: ich stand vor dem Hause, in dem vor zweiundzwanzig Jahren, umgeben von einem kleinen geistigen Elitkreis, Friedrich Nietzsche gewohnt hatte. Es war der Winter nach den ersten bayreuther Festspielen und auch Richard Wagner war mit seiner Familie gekommen, um sich nach all den Aufregungen und Anstrengungen des Sommers hier „ellenlang auszustrecken“. Im Werdegang Nietzsches ist dieser sorrentiner Aufenthalt ein Markstein. Schwere seelische Kämpfe und körperliche Leiden lagen hinter ihm: da entstand jenes Denkmal der durchgekämpften Krise „Menschliches, Allzumenschliches“. Das Buch enthält nichts „von Sorrentos Duft“ und doch hat die Herrlichkeit dieser Natur zu Nietzsches Sinnen geredet; leuchtet doch aus so manchem der Aphorismen das brennende Farbenspiel des Südens, singt und klingt in seinen schönsten Versen doch das trunkene Glücksgefühl Eines, der, den Rebellen des Nordens entrückt, die milde Helle, den sonnigen Glanz dieser weichen Luft trinken durfte. Noch tiefer athmete er freilich in der Höhenluft der schweizer Berge. Wenn mit dem Nahen des Frühjahrs der Scirocco sein ermattendes Spiel zu treiben begann, dann war das Engadin Nietzsches Buenretiro. Hier, wo „Italien und Finland zusammengelommen sind und die Heimath aller silbernen Farbentöne der Natur zu sein scheint“, fand er ein Stück Natur, dem er sich verwandte, in dem er sich unbefiegbar fühlte. Nach dem Aufgeben seines Lehramtes finden wir ihn abwechselnd an der Riviera und noch südlicher oder in Sals-Maria. Diese Landschaften, in die die Natur alle Wunder ihrer schöpferischen Kraft gelegt hat, werden die Heimath seiner größten Schöpfungen. Kurz ehe er erkrankte, glaubte er für sich noch eine dritte Station gefunden zu haben: Turin. Aber in sein enthusiastisches Lob mischt sich schon die Euphorie des beginnenden Gehirnleidens. In den ersten Januartagen 1889 brach es mit stürmischer Ge-

walt aus, — und als der Sturm in der jenenfer Klinik ausgetobt hatte, da waren reichste Kräfte unwiederbringlich zerstört. Seitdem leitet dieses Gehirn nur noch automatisch die Bewegung und Ernährung des Körpers, der es birgt: ein erschütterndes Schauspiel . . .

Doch nicht ziemt es sich, dem Manne gegenüber, der in aller seelischen und körperlichen Qual den „Amor sati“ hochgehalten hat, Anklagen gegen das Geschick zu erheben. Dieses Leben hat Dem, der es gelebt hat, geistige Erhebungen höchster Art gebracht und verheißt sie auch Dem, der es im Geiste nachlebt. Daß keine Rücksicht auf diese oder jene Persönlichkeiten, wie so oft sonst, dahin geführt hat, unschätzbares Material der Vergessenheit zu überantworten, danken wir allein Frau Elisabeth Förster, der Schwester Nietzsches. Wie sie jetzt, nachdem die Mutter dem dahindämmenden Sohne in den Tod vorangegangen ist, für das sterbliche Theil ihres Bruders sorgt, so auch seit Jahren für das unsterbliche Theil des Bruders, für die Schöpfungen seines Geistes. In Weimar, das schon die Schatzkammer eines geistigen Souverains hütet, hat sie das Nietzsche-Archiv als Sammelpunkt für Alles geschaffen, was auf das Leben und Schaffen ihres Bruders Bezug hat. Die weitere Herausgabe der bereits bekannten Werke und die Ordnung und Sichtung der reichen Manuskriptensammlung ist von ihr unter sachkundiger Beihilfe in einer für alle Verehrer Nietzsches wahrhaft erfreuenden Weise unternommen worden. Sie schreibt eine Biographie ihres Bruders, von der bisher zwei Bände bei Naumann in Leipzig erschienen sind, — ein Werk, das nicht mit dem Maßstab wissenschaftlicher Arbeiten gemessen sein will, aber auch weit davon entfernt ist, nur ein panegyrischer Ausfluß schwesterlicher Bewunderung zu sein. So ist Allen, denen die Hauptwerke Nietzsches noch so manches Räthsel aufgeben, Gelegenheit gegeben, sich an der Hand der Nachlaßbände und Parallelstellen der Biographie in den Gängen des „Viberbaues“ zu orientiren.

Der erste Band der Biographie, die Kindheit-, Schul- und Universitätsjahre, schließt bedeutsam mit den beiden Ereignissen, die in der Folge am Tiefsten in Nietzsches Leben eingreifen sollten: der persönlichen Bekanntschaft mit Richard Wagner und der Berufung zur baseler Professur. Ich habe bereits an anderer Stelle darauf hingewiesen, welche Schwierigkeiten Nietzsche Denen bietet, die jede Persönlichkeit ohne Rest aus Abstammung und Milieu zu erklären suchen. Was von dieser Seite her für Nietzsches Entwicklung in Frage käme, ist die Religion, die seine Vorfahren in Wort und Schrift gepredigt hatten und die zu predigen auch er ursprünglich bestimmt gewesen war, der von ihm ergriffene Verus und die Beziehung zu zwei genialen Geistern, die an gefährlicher Faszination schwerlich ihres Gleichen gehabt haben: Schopenhauer und Wagner. Schon aus den Aufzeichnungen des Schülers

und Studenten, in denen mit erstaunlicher Schärfe die Richtung der Individualität zu Tage tritt, bricht die Abneigung gegen die hinterweltlerische Diesseitsverachtung des Christenthumes und dann die Abneigung gegen die „um einzelne Stellen feilschenden Mikrologen“ hindurch, denen jede Gesamtanschauung des Alterthumes abgehe, weil sie sich „zu nahe vor das Bild stellen und einen Delfied untersuchen, anstatt die großen und kühnen Züge des ganzen Gemäldes zu bewundern und zu genießen.“ Dabei ist es interessant, schon hier zu beobachten, wie er sich die seinem Blut fremden Dinge dadurch erträglicher zu machen versucht, daß er sein eigenes Blut hineintransfundirt. Noch ein anderer Zug tritt schon hier hervor: die klare, unbeirrte Kritik dem anscheinend in ungetrübter Reinheit geschauten Ideal gegenüber. So finden wir eine aus dem Jahre 1867 stammende — also sieben Jahre vor „Schopenhauer als Erzieher“ niedergeschriebene — Betrachtung über das schopenhauerische System, in der die „Widersprüche, von denen es durchlöchert ist“, mit schärfster Unterscheidung betont werden.

Nur die Begeisterung für Wagners Kunst war zu jener Zeit noch durch keinen Skeptizismus abgekühlt. Sie datirte von der Bekanntschaft mit Tristan, jenem Werke, „bei dessen erstem Töne sich alle Fremdheiten Lionardos da Vinci entzaubern.“ Noch im Herbst 1888, kurze Zeit, ehe er erkrankt, schreibt er „Die Welt ist arm für Den, der niemals krank genug für diese Wollust der Hölle“ gewesen ist.“ Wenn man die Anfänge der Beziehungen Niesches zu Wagner betrachtet, möchte man an die raffinierte Taktik eines Dämons glauben, der eine Mephisto-Wette eingegangen ist, den Jüngling mit Haut und Haar dem „alten Räuber“ auszuliefern, und ihn planmäßig tief und tiefer in dessen Zauber verstrickt. Zu den mächtigen Eindrücken der Kunst gesellt sich der Eindruck der Persönlichkeit ihres Schöpfers. Bald darauf wird der Vierundzwanzigjährige, weder examinirt noch promovirt, als Professor der Philologie nach Basel berufen, in die Nähe des bewunderten Mannes; und jene „unbeschreiblich intime“ Freundschaft entwickelt sich, der Niesche die besten Freuden, den schwersten Kampf und das tiefste Leid, aber auch den Weg zu seiner Höhe danken sollte. Er wird regelmäßiger Sonntagsgast in Tribschen, wo damals Wagner in einem Landhause am Vierwaldstätter See, mit der Tetralogie beschäftigt, an der Seite seiner Gattin lebte. Unvergessliche Tage erblühten dort dem jungen Professor „in der angeregtesten Unterhaltung, im liebenswürdigsten Familienkreise und ganz entrückt von der gewöhnlichen gesellschaftlichen Trivialität.“ „Was ich dort lerne und schaue, höre und verstehe, ist unbeschreiblich“, heißt es in einem Briefe aus jener Zeit. Niesches Jugend fehlte die große amour-passion; und die in dieser Richtung nicht verbrauchten Gefühle kamen seinem Freundschaftempfinden zu Gute. Was er nur Wagner zu Liebe, seiner Sache zum Nutzen thun konnte, Das that

er; wollte er doch sogar als Wanderredner für die Ziele des Meisters eintreten. Aber er konnte auch an der Erwidrung dieser Freundschaft seine Freude haben. Wagner hat sich selten so menschlich-annuthend, so herzlich und liebenswürdig gegeben wie in den Briefen an Nietzsche. Welche Freude mag es auch dem hierin nicht Bewöhnten gewesen sein, einen Freund zu finden, den er ernst nehmen durfte, einen reichen Geist, der sich in den „fünfzig Weltst fremder Entzückungen“, in die ihn sein Flügel trug, auskannte! Hatte Wagner Dies nicht schon im persönlichen Verkehr mit Nietzsche erkannt, so mußte ihm die „Geburt der Tragoedie“ jeden Zweifel beseitigen. Schon dieser Erstling ist ein echt nietzscherischer Wurf. Aus ihm tönt dithyrambischer Stimmlang, blüht das umwerthende Auge Zarathustras, — es ist Zarathustra als schwärmerischer Jüngling, der hier von den Mysterien des Dionysos zu uns spricht. Die Fragen, um die es sich handelt, beschäftigten Nietzsche schon seit Anbeginn seiner Lehrthätigkeit. Sie verließen ihn selbst unter den Mauern von Mey nicht, wo er im Dienst der freiwilligen Krankenpflege thätig war, bis eine schwere dysenterische Erkrankung seinem Samariterdienst ein Ziel setzte. Ursprünglich sollte das Buch auf philologisches Gebiet beschränkt bleiben. Erst später führte der brennende Wunsch, für die Sache des Freundes öffentlich aufzutreten, zu einer Verknüpfung des Problems der Geburt der griechischen Tragoedie mit den Hoffnungen auf ihre Wiedergeburt aus der Wagnerkunst. Heute zeigt uns der Nachlaß, wie viele werthvolle Elemente, die der Verlöthung widerstrebten, ausgeschieden werden mußten, wie auch die Einheitlichkeit des Ganzen dabei gelitten hat, und wir verstehen, unter welcher schweren „Kontraktion“ dieses Opfer auf dem Altar der Freundschaft gebracht wurde. Nietzsche war sich wohl darüber klar gewesen, daß die modernen Zuthaten der Wirkung des Buches nicht gerade förderlich sein konnten und daß die Vergleichung einer Kunst von der dogmatischen Unantastbarkeit der griechischen mit der noch umstrittenen Kunst eines Lebenden der philologischen Kritik als Profanation erscheinen würde. Auch sonst war in dem Buche reichlich für die Gänsehaut gesorgt, die die Kollegen überlaufen sollte. Das wäre Philologie? Diese Rezerveien einer genialen Traumwelt, in der das Künstlervauge unbewaffnet schärfer sehen wollte als durch die geheiligten Brillen der vorschristgemäßen Nummern? Dazu diese schwärmerische Schreibweise mit dem Tristankolorit! War Das der herkömmlich ehfame, nüchterne, trockene Ton, der sich für die echte Wissenschaft geziemt? Nein, Das war der würdige Erstling Dessen, der schon als Student geschrieben hatte, daß die dichtende Kraft und der schaffende Trieb das Beste in der Philologie gethan hätten. Das war mit einem Wort: Asterphilologie! Bedauerlich, daß der hoffnungsvolle junge Mann in den Netzen des verführerischen Frauenzimmers mit den Murillo-Augen und dem Mona-Lisa-

Lächeln, mit der er den fremdartig blickenden Bastard gezeugt hatte, völlig gefangen und der bekrännten, am Konjekturen-Webstuhl sitzenden Göttin so ganz untreu geworden war! An dem Entsetzen, das von dem Buch ausging, hatten naturgemäß besonders Diejenigen ihre stille oder laute Freude, die dem jungen Manne, der noch einjähriger Lehrthätigkeit schon zum Ordentlichen Professor ernannt worden war, den frühen Erfolg neideten. Sie triumphirten nun: diese Schlange, die Ritschl und die Herren in Basel an ihrem Busen genährt hatten, vergiftete jetzt die philologische Jugend. Ein junger Philologe, der sich für Berufener hielt, die Jugend zu lehren, und dem nur die „Berufung“ noch fehlte, forderte den Verfasser der „Geburt der Tragödie“ auf, er möge „den Thyrsos ergreifen und Tiger und Panther zu seinen Knien sammeln, aber nicht die philologische Jugend!“ Daneben wurde der Leser über den „Mangel an Wahrheitsliebe“, die „Unwissenheit“ und „Freiheit“ des unwürdigen Kollegen aufgeklärt. War es eine Zukunftsvision, die vor Nietzsche's Geist stand, als er damals diese „Kritik“ ein knabenhaftes Vorspiel nannte, hinzuzufügend: „Wir ahnen erst die Weise, die uns einmal entgegenklingen wird?“ Sah er die ganze Profession von Wilamowitz und den „Grenzboten“ bis zur „Kreuzzeitung“ und dem psychiatrischen Ignoranten Nordau? Hörte er das wüste Geschrei: „irrsinniges Gefasel“, „schmierige Gemeinplätze“, „Gedankenflucht eines Tobsüchtigen“, „Sadismus“ und Dergleichen mehr?

Für die Stumpfheit und Geschäftigkeit, die ihm entgegentraten, wurde Nietzsche aber reichlich entschädigt. Zunächst durch die schneidige Abfuhr, die einer seiner Freunde dem plumpen Angriff zu Theil werden ließ, ganz besonders aber durch den „Brief an Friedrich Nietzsche“, mit dem Wagner in der Norddeutschen Allgemeinen Zeitung — man findet ihn jetzt im neunten Bande von Wagners gesammelten Schriften — für ihn eintrat. Welche freudige Genugthuung mußte dieser offene, mußten die privaten Briefe des Meisters und der Frau Cosima, in denen Beide enthusiastische Erregung über das Buch des Freundes zu fast ungestümem Ausdruck gelangte, für den Nietzsche bedeuten, der „für einen solchen Zuschauer, wie Wagner ist, alle Ehrenkränze, die die Gegenwart spenden könnte, gern preisgeben wollte!“ Inzwischen war der königliche Stern aufgegangen, der Wagner die Verwirklichung seines stolzen Künstlertraumes verhieß. Man nahm Abschied von dem „herrlichen Tribschen, darin“, wie Frau Cosima bewegt schreibt, „auch die ‚Geburt der Tragödie‘ geboren ward und so Manches, das vielleicht nie wiederkommen wird.“ „Ich lasse den Rest meiner menschlichen Beziehungen billig; ich möchte um keinen Preis die Lage von Tribschen aus meinem Leben weggeben“, schrieb Nietzsche viele Jahre später. Im Mai 1872 wurde in Bayreuth der Grundstein zum Festspielhause gelegt und Nietzsche schwelgte mit den Freunden in Genugthuung über das Erreichte und in reichster Zukunftshoffnung.

Grenzenlos enttäuscht blickte er vier Jahr später von der selben Stelle auf die Blüthenträume der glücklichen Tage zurück. Was war geschehen? Die anderthalb Jahrzehnte später ausgebrochene Geisteskrankheit hätte ihre Schatten voraus geworfen? Nietsche hätte Wagner eine Oper vorgelegt und Wagner sich darüber lustig gemacht? Wird es der Biographie gelingen, solche Mißverständnisse und Fabeln zu beseitigen? Wird man einsehen, welche Karikatur gewisse Charakteristiken aus Nietsche machen?

Nietsche hing mit opferfreudiger Freundschaft an Wagner. „Ich kann mir nicht denken“, schreibt er einmal, „wie man in allen Hauptsachen Wagner mehr Treue halten kann!“ Aber er sollte einsehen, daß Wagner noch mehr, daß er auch in allen Nebensachen bedingungslos Nachfolge forderte. Das war er ja doch von seinen bayreuther Automaten gewöhnt. Das ging Nietsche aber wider den Strich. Dazu kam, daß in Bayreuth, wo an Wagner mit der Vorbereitung seines großen Werkes allerlei Anforderungen herantraten und wo er mit vielen Menschen in Beziehung treten mußte, gewisse unliebenswürdige Eigenschaften, die in der seligen Abgeschiedenheit des trübener Idylls nur gedämpft hervorgetreten waren, sich bis zu maßloser Reizbarkeit und unedler Heftigkeit steigerten. Nietsche fand seitdem eine „gewisse, beinahe sanitärisch zu nennende Enthaltung von häufigerem persönlichen Zusammenleben“ nothwendig und wie in anderen untergeordneten Nebenpunkten, so wollte er auch in diesem seine Freiheit wahren. Aber er brauchte nur einmal, wenn auch mit plausiblen Gründen, eine Einladung abzulehnen, so waren schon Argwohn und Verstimmung die Folge. „Es giebt Etwas, das im höchsten Grade Mißtrauen gegen Wagner wachruft: Das ist Wagners Mißtrauen.“ Wagner kann nicht verkannt haben, daß die Bewunderung seiner Kunst, die sich in der „Geburt der Tragödie“ äußerte, eine selbständigere war als diejenige der literarischen Salaien, die ganze Bücher über die „ästhetische und politische Bedeutung des Trompetenmotivs im ‚Rienzi‘“ schrieben. „Ich schwöre Ihnen zu Gott, daß ich Sie für den Einzigen halte, der weiß, was ich will“: Das sind Wagners eigene Worte an Nietsche nach der Lecture der ersten „Unzeitgemäßen Betrachtung.“

Diese, die im Sommer 1873, anderthalb Jahre nach der „Geburt der Tragödie“, erschienen war, spiegelte die Stimmung wieder, in die damals die sehr trüben Aussichten des bayreuther Unternehmens die Freunde Wagners versetzt hatten. Der Versuch, die Deutschen zu einer höheren Auffassung der Kunst als der eines „gemüthlichen“ Sonntagnachmittag-Zeitvertreibs zu erheben, war spöttischer Theilnahmlosigkeit begegnet: nur der sechste Theil der erforderlichen Patronatscheine war gezeichnet worden. Schmerzlich enttäuscht sah Nietsche, wie wenig sich seine Hoffnungen auf eine deutsche Kultur als Folge des Krieges und der deutschen Siege erfüllt hatten. Er hatte erwartet, daß der heldenmüthige und besonnene Geist, der im Gegensatz zu „dem Elan

unserer bedauernswerthen Nachbarn" die deutschen Soldaten beherrscht hatte, auch im Frieden fortwirken und der kommenden Generation Erzieher geben würde. Aber schon der Siegestaumel erschreckte ihn: „wenn wir nur nicht die ungeheuren nationalen Erfolge zu theuer in einer Region bezahlen müssen, wo ich wenigstens mich zu keinerlei Einbuße verstehen mag!“ Er sah die Zeit: „ganz athemlos, ungebunden, habfüchtig, formlos, unnau und unsicher in den Fundamenten.“ Dazu war die frühere, jedes Nationalgefühl's haare Fremdenanbeterie in nicht minder widerwärtigen Chauvinismus umgeschlagen: man stolzirte in der neuen Reichsmontur und renommirte mit der Geschicklichkeit des Zuschneiders Bismarck. Was brauchte man eine deutsche Kultur noch zu schaffen: war sie nicht bereits da? War der Sieg der deutschen Waffen nicht zugleich ein Sieg deutscher Kultur? Diese bornirte Selbstzufriedenheit fand Nietzsche im „Alten und neuen Glauben" von David Friedrich Strauß glorifizirt und gegen das von den „Bildungsphilistern bejubelte Evangelium" wandten sich der Hohn und die Entrüstung der ersten „Unzeitgemäßen Betrachtung". Und was war der Wiederhall dieses Bedruses eines um die Zukunft deutscher Kultur sich Sorgenden? Die „Grenzboten" glaubten, den Winkelpfeffer als einen vaterlandlosen Reichsfeind denunziren und den Behörden zur Beachtung empfehlen zu müssen.

Ein halbes Jahr später folgte die zweite „Unzeitgemäße Betrachtung". Wir wissen jetzt, daß Nietzsche mehr als zwanzig solcher Betrachtungen geplant hatte. Er wollte erst in ihnen den ganzen angesammelten polemisch-negativen Stoff ausstoßen, — „dann schmeiße ich alle Polemik hinter mich und sinne auf ein gutes Werk." Äußere Umstände verhinderten, daß mehr als die uns bekannten vier Schriften in dieser geschlossenen Form ausgeführt wurden. Die zweite Betrachtung sollte ursprünglich „Von der historischen Krankheit" heißen und ist von der Kritik vielfach für die beste des Bierblattes gehalten worden. Sie war die erste Veröffentlichung Nietzsches, die weder mittelbar noch unmittelbar Etwas mit Wagner zu thun hatte, — und siehe da: in Bayreuth war man enttäuscht und kühl. Der Brief der Frau Cosima, wie auch der ihres Vaters, ist zwar voll Anerkennung, aber den warmen Herzenston der Bewunderung findet sie erst bei der dritten „Unzeitgemäßen", bei „Schopenhauer als Erzieher" wieder. Hier, in des Meisters Interessensphäre, fühlt sie sich auf festem heimischen Boden; und diese ihre Situation überträgt sie naiver Weise auf den Autor: „Man sieht es", schreibt sie ihm, „hier hatten Sie den konkreten herrlichen Gegenstand, welchen Sie ganz erfassen konnten."

Für uns haben diese und die folgende Schrift über Wagner weniger Interesse durch Das, was sie über die beiden Titelhelden als durch Das, was sie über den Autor sagen, etwa wie wir durch die sokratischen Schriften Platons mehr über ihn als über Sokrates erfahren. Zumal über das zeit-

liche Verhältniß der Werke Nietzsches zu seiner inneren Entwicklung erhalten wir durch diese beiden Schriften im Lichte des biographischen und des Nachlaßmaterials die wichtigsten Aufschlüsse. So ist jetzt z. B. der klare Beweis möglich, daß es durchaus keine Erinnerungsfälschung war, wenn Nietzsche in späteren Vorreden zu Neudrucken gewisse grundlegende Gedanken lange vor die Zeit ihrer Veröffentlichung zurückdatirte. Ich habe bereits die aus der Studienzeit stammende, von Bewunderung unbeirrte, scharfsinnige Kritik der schopenhauerischen Philosophie erwähnt; danach war Nietzsche später vollaus berechtigt, zu erklären, daß, als er Schopenhauer seinen Erzieher nannte, bereits seit Langem keines der Dogmen dieses Denkers seinem Mißtrauen Stand gehalten hatte. „Die Irrthümer großer Männer“, heißt es in seinen Aufzeichnungen, „sind verehrungswürdig, weil sie fruchtbarer sind als die Wahrheiten der Kleinen.“ Auch die reaktionären Elemente in Schopenhauers Weltanschauung waren ihm nicht verborgen geblieben. Aber gerade daraus, daß ihm trotz allen Widersprüchen und Schwächen der Philosophie der Philosoph unverändert ehrwürdig blieb, schloß Nietzsche: „Als Lehrender mag er hundertmal Unrecht haben; aber sein Wesen selber ist im Recht, daran wollen wir uns halten. Es ist an dem Philosophen Etwas, was nie an einer Philosophie sein kann: nämlich die Ursache zu vielen Philosophien, der große Mensch.“ So entstieg ihm aus der Asche des philosophischen Gebäudes das Bild des Erbauers nur um so strahlender und nur von Diesem ist denn auch in der dritten „Unzeitgemäßen“ die Rede.

„Was er lehrte, ist abgethan,

Was er lebte, wird bleiben stahn.“

Der vierte „Unzeitgemäße“ („Richard Wagner in Bayreuth“) ist, wie jetzt für Jedermann deutlich wird, nur noch Erinnerung, Nachklang: ein Abschiednehmen. Sie sollte das bayreuther Siegesfest des Freundes einkläuten. Die Glocken tönten stark und voll. Daß sie vielleicht nicht ganz rein klangen, konnten außer den wenigen Nahestehenden nur sehr feine Ohren herausgehören. Den Meisten verriethen sie jedenfalls nichts davon, wie der anscheinend so Begeisterte wirklich empfand: etwa, wie der alte Kaiser Wilhelm bei den Festspielen, während er heftig applaudirte, „schauderhaft, schauderhaft!“ flüsterete. Als die kühlen bayreuther Urtheile über die zweite „Unzeitgemäße“ zu Nietzsches Ohren kamen, da dämmerte ihm wohl zum ersten Male das peinliche Bewußtsein, daß auch er für Wagner nur Bedeutung als „Wagnerschriftsteller“ habe. Das sollte ein Ziel sein: als ein Glied in der Reihe der „Kohl, Pohl, Kohl“ den Spuren des Meisters zu folgen? Dazu schien er sich doch nicht begrenzt genug. Zwar zeigen die Briefe, daß sein Selbstvertrauen starken Schwankungen unterworfen war; aber jede neue Leistung verstärkte sein freudiges Bewußtsein, daß er

„immer heller und schärfer sehen lernte“. „Wenn ich in meinem Laufe nicht völlig irr gemacht werde oder selber erlahme, so muß Etwas bei Alledem herauskommen.“ Schließlich war Nietzsche auch nicht hinreichend orthodox für einen Wagner-Apostel. Schon aus der „Geburt der Tragödie“ hatte er, als er sich das grandiose griechische Problem durch Verquickung mit Wagnerkunst verdarb, eine Anzahl Rezerrien entfernt, die im neunten Bande der Gesamtausgabe austauschen. Später, bei Besuchen in Bayreuth, lernte er an Wagner so Manches kennen, was den durch das tribschener Idealbild Vermöhten doppelt schmerzlich berühren mußte, und die Schwächen des Menschen mögen ihm auch über Schwächen der Sache die Augen geöffnet haben. „In mir gährt jetzt sehr Vieles und mitunter sehr Extremes und Gewagtes; ich möchte wissen, bis wie weit ich Solcherlei meinen besten Freunden mittheilen dürfte,“ schrieb er an einen intimen Freund; und bereits zwei und ein halbes Jahr vor den ersten bayreuther Festspielen gestand er sich: „Wagners Kunst, Leben, Charakter, seine Meinungen, Neigungen und Abneigungen, — Alles hat wunde Stellen“, bezeichnete seine „schrecklichen Tendenzen“ als „das Veranschende, das Sinnliche, Ekstatische, das Plöglische, das Bewegte um jeden Preis“ und ihn selbst als einen „versetzten Schauspieler“. Nicht mit Unrecht meint der Herausgeber, daß diese früheren Aufzeichnungen bereits alle Grundgedanken des „Zells Wagner“ im Reime enthielten.

In den beiden den Festspielen vorhergehenden Jahren hatte Nietzsche die bayreuther Freunde nicht gesehen. Auch von den großen im Sommer 1875 stattfindenden Proben hielt ihn eine ärztliche Kur fern; doch kann man zwischen den Zeilen lesen, daß ihm dieser Hinderungsgrund nicht ungelegen kam. Alles in Allem war es, trotz dem steigenden Gefühl der eigenen reichen Kraft, eine schwere Zeit für Nietzsche und oft mag ihn in seiner Einsamkeit der Schmerz übermannt haben, wenn er sich bewußt wurde, wie weit ihn die Krisis von den Stätten entfernte, wo er so viel des reinsten Glückes genossen hatte. Die extreme Lauterkeit gegen sich, die ihm nach seinen eigenen Worten geradezu Daseinsvoraussetzung war, kämpfte in ihm mit dem „dankbaren, verehrenden Thier“ einen schweren, aufreibenden Kampf. Noch einmal sollte dieses die Oberhand gewinnen: es nahte die Zeit der Erfüllung für alle auf Wagners Kunst gesetzten Hoffnungen; und als nun Nietzsche erfuhr, wie Alle sich rüsteten, den Meister zu ehren, als auch Dieser selbst in alter, herzlicher Weise schrieb: „Sehen Sie mir dabei in Ihrer Weise zu, so weiß ich, daß die Mühe nicht ganz verloren ist“, da ergriff ihn die Erinnerung, wie fest auch er einst mit diesen Hoffnungen verwachsen gewesen war. Und nun sollte er abseits von dem Triumph des Freundes, von dem allgemeinen Festesjubiläum stehen? In diesem Widerstreit der Empfindungen schrieb er die vierte „Unzeitgemäße“, in der er noch einmal auf jene „schönste, auch gefährlichste Meeresstille seiner Fahrt“, die Phase Wagner, zurückblickt.

Wenn Nietzsche befürchtet hatte, daß diese „Festschrift“ Etwas von der unfestlichen Stimmung ihres Autors durchblicken lassen könnte, so durften ihn die Briefe des Meisters und seiner Gattin beruhigen. Die Zeilen Wagners, die legten an den Freund, lauteten: „Ihr Buch ist ungeheuer! Wo haben Sie nur die Erfahrung von mir her? Kommen Sie nur bald und gewöhnen Sie sich durch die Proben an die Eindrücke!“ Und Nietzsche kam: aber die Proben gewöhnten ihn nicht nur nicht an die Eindrücke, sondern jagten ihn bald wieder in die Flucht. Alles war für einen vierwöchigen Aufenthalt vorbereitet gewesen; nun schreibt er schon nach wenigen Tagen: „Ich sehne mich weg, es ist zu unsinnig, wenn ich bleibe . . . ich habe es ganz satt. Auch zur ersten Vorstellung will ich nicht da sein; sondern irgendwo, nur nicht hier, wo es mir nichts als Qual ist.“ Aus Klingenberg im Böhmerwalde schreibt er der Schwester: „Ich muß alle Fassung zusammennehmen, um die grenzenlose Enttäuschung dieses Sommers zu ertragen.“ Es war vorbei! Als Nietzsche nach Bayreuth kam, da stand noch — nach einem treffenden Worte Kögels — das Götterbild, wenn auch die Fundamente untergraben waren. Nun lag das Götterbild in Trümmern am Boden. Man muß die höchst interessante, lebendige Schilderung dieser bayreuther Tage in der Biographie lesen, um zu begreifen, wie schon ihr ganzer äußerer Zuschnitt einen Nietzsche ernüchtern, ja abstoßen mußte. Welcher Abstand von der idealen Harmonie der Grundsteinlegung! Das Publikum: eine Karikatur, Wagnerianer, die mit sibyllinisch-berückelten Worten und Bierseideln um sich warfen, im Uebrigen die Leute, die man bei jeder Theaterpremiere sieht. Präntensionen, getränkte Eitelkeiten, Intriguen, Liebesgeschichten und Klatsch erfüllten die Luft, — dazu spielten Wohnungs- und Verpflegungstrage eine unedle Rolle. Und die Hauptsache: das Kunstwerk der Zukunft? Brachte es die erträumte Wiedergeburt des dionysischen Dramas aus der Asche? Nein! Das war nicht Ueberfülle, sondern Ueberreife, nicht Kunstwirkung, sondern Nervenwirkung, — kurz: Barockstil, große Oper. „Man höre den zweiten Akt der ‚Götterdämmerung‘ ohne Dramas, — es ist verworrene Musik, wild wie ein schlechter Traum.“ Dazu waren, von der wundervollen Orchesterleistung abgesehen, die Aufführungen weit entfernt davon, außergewöhnlich zu sein. Wie brutal ernüchternd, wie schmerzhaft grell stand diese Gegenwart vor den Blicken, die sich eben noch einmal mit aller Willensanspannung in den Zauber der Vergangenheit versenkt hatten! Der „wirkliche Wagner, das wirkliche Bayreuth war nur wie der schlechte allerletzte Abzug eines Kupferstückes auf schlechtem Papier.“

Nietzsche litt um so mehr, als kurz vorher eine erste Attacke jener Beschwerden, die sich später zu qualvollster Höhe steigerten, seine Gesundheit erschütterte hatte. „Ich habe Leib und Seele“, schreibt er einmal, „in solcher

Beschaffenheit, daß ich mit beiden furchtbar leiden kann," und an anderer Stelle: „Nichts quält mich mehr, als wenn ich so auf beiden Seiten ins Feuer komme, von innen her und von außen." Die Anfälle — intensive Kopf- und Augenschmerzen mit heftigem Erbrechen *) — wiederholten sich: alle acht Tage forderte das Leiden ein dreißigstündiges Opfer. Endlich mußte er sich entschließen, von den baseler Behörden Urlaub auf ein Jahr zu erbitten. Er ging nach Sorrent. Der Zauber der umgebenden Natur, die Gesellschaft sympathischer, geistig hochstehender Menschen und nicht zum Wenigsten die fürsorgende Pflege der ihm wie eine Mutter befreundeten Malwida von Meyenburg, Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“, thaten ihm unendlich wohl, obgleich die Leidensstunden auch hier nicht ausblieben. Der Verkehr mit Richard Wagner und seiner Familie war herzlich, vielleicht etwas gezwungen herzlich, da wohl auch Wagner fühlte, daß Unausgesprochenes zwischen ihnen lag. Nietzsche mag bis dahin die Hoffnung einer Verständigung immer noch nicht für ausgeschlossen gehalten haben; vielleicht hoffte er, daß es sich bei Wagner nur um „Instinkt-Abirrungen" handelte, daß es nicht Wissensunterschiede wären, die ihn von dem Freunde trennten. Wie illusorisch Das war, sollte er bald erfahren. Die Kunst der Zukunft schloß Frieden mit der Kirche und Peter Gast berichtet uns, wie Wagner von den Erbauungen, die er dem Genuß des Heiligen Abendmahles verdanke, erzählte. Er, in dessen Kunst Nietzsche „den Weg zu einem deutschen Heidenthum, mindestens eine Brücke zu einer spezifisch-undchristlichen Welt- und Menschenbetrachtung" entdeckt zu haben glaubte!

Wie tief die Klust war, die sich zwischen ihm und Nietzsche aufgethan hatte, erfuhr Wagner aus dem aphoristischen Buche, das — zum Theil wenigstens — in jenem sorrentiner Winter entstand. Einzelne Gedanken waren schon während der Festspieltage in Klingenberg unter dem zusammenfassenden Titel „Die Pflugschar" niedergeschrieben worden. („Die Pflugschar schneidet in das harte und weiche Erdreich, sie geht über Hohes und Tiefes hinweg und bringt es sich nahe.") Hier spricht ein neuer, härterer, kühlerer Geist, „frei und furchtlos über Menschen, Sitten, Gesetzen und den her-

*) Ueber die Krankheit ihres Bruders spricht sich die Biographin in einem besonderen Abschnitt aus. Sie glaubt, die Ursache des erschütterten Gesundheitszustandes in jener dysenterischen Erkrankung, die Nietzsche während seiner Thätigkeit im Kriege besiel, und in vorzeitiger Wiederaufnahme anstrengender Beschäftigung zu finden. Aerzte, die über Nietzsches Krankheit orientiert sind, werden, so weit die erwähnten Symptome und die spätere Geisteskrankheit in Frage kommen, dieser Annahme widersprechen müssen; aber darin werden auch sie der Biographie zustimmen, daß die Krankheit nicht eine aus irgend welcher Disposition hervorgegangene, sondern eine acquirirte ist.

könnlichen Schätzungen der Dinge". Das Buch erschien im Frühjahr 1878 unter dem Titel „Menschliches, Allzumenschliches. Ein Buch für freie Geister." Die Wirkung war rathloses Befremden. Der Autor kam sich vor wie Jemand, der eine große Mahlzeit veranstaltet hätte und dem nun die Gäste davonliefen. Aber Nietzsche war nicht mehr so leicht aus dem Gleise zu bringen. „Die Krisis des Lebens ist da", schreibt er, „und hätte ich nicht das Gefühl der übergroßen Fruchtbarkeit meiner neuen Philosophie, so könnte mir wohl schauerlich einsam zu Muth werden; aber ich bin mit mir einig!" Wagners Name kommt im ganzen Buch nicht vor; es wird nur von dem „Künstler" im Allgemeinen gesprochen. Aber man verstand ihn in Bayreuth sehr wohl. Die herzlichen Widmungsverse des an Wagner gesandten Exemplars blieben unbeantwortet. „In dumpfem Schweigen richtet Gott", wie es im Lohengrin heißt. Hatte Nietzsche wirklich gehofft, Wagner werde „zu Gunsten der Wahrheit im Stande sein, Partei gegen sich selbst zu nehmen?" Es scheint in der That so, denn in einem Briefe, den er kurz darauf an seinen treuen Jünger Peter Gast schreibt, konstatiert er traurig, daß Wagner eine große Gelegenheit, Charakter zu beweisen, unbenuzt gelassen habe. Noch trauriger aber mag es ihn gestimmt haben, als er bald danach erfuhr, daß Wagner die Gelegenheit nicht ungenutzt ließ, Charakterkleinheit zu zeigen. In den „Bayreuther Blättern" erschien ein von ihm gezeichneter Artikel „Publikum und Popularität", der — zwar ohne Namensnennung, doch mit deutlicher Beziehung auf Nietzsche — sich in gehässigen, hämischen Ausfällen erging. „Jeder deutsche Professor", heißt es da, „muß einmal ein Buch geschrieben haben, das ihn zum berühmten Manne macht: nun ist naturgemäß, Neues aufzufinden, nicht Jedem beschieden; somit hilft man sich, um das nöthige Aufsehen zu machen, gern damit, die Ansichten eines Vorgängers als grundfalsch darzustellen, was dann um so mehr Wirkung hervorbringt, je bedeutender und größtentheils unverstandener der jetzt Verhöhnnte war."

Wie das Buch auf Frau Cosima gewirkt hatte, erfahren wir aus einem interessanten Briefe an die Biographin, der Antwort auf einen von Frau Elisabeth unternommenen Versöhnungsversuch. Wir finden hier schon die ganze Tonleiter der billigen Argumente, die später von der gegnerischen Kritik mit der Hartnäckigkeit übender Klavierschüler immer wieder auf- und abgeleiert wurden. Nietzsches Gedanken sind unreif, paradox, unmoralisch, überdies nicht neu; Aphorismen kann Jeder schreiben, das Bedeutende besteht in der Systematisirung u. s. w. u. s. w. Sogar der Stil wird geschulmeisternd und der Schluß auf die krankhafte Organisation des Autors fehlt nicht. Die Biographin hat Recht: es ist unsagbar traurig, zu sehen, wie schnell und leicht man über den einstigen Freund, der sich unter langen, schweren Kämpfen losgerissen hatte, den Stab brach. Mit maßloser Verachtung spricht Frau

Cosima von dem „allzu menschlichen Buche“, dieser „Unthat“ des „Verräthers“. Den Autor dieser geistig nichtsagenden, moralisch bedenklichen — lies: Wagner verurtheilenden — Sätze kenne sie nicht; sie kenne und liebe den Nietzsche, der einige der schönsten — lies: Wagner bewundernden — Seiten geschrieben habe. Wenn auch als der tüchtigste, so doch nur als einer der Kürvner, die der König von Bayreuth beschäftigte, galt er dem Hause Wahnsfried. Wenn ihm dabei Glänzendes, wenn es ihm sogar gelungen war, Geister zu bannen, die Frau Cosima „nur dem Meister dienstpflüchtig“ wählte: wem verdankte er Das anders, wie die kluge Meisterin ihm schon in früheren Briefen des Oestereu in Erinnerung gebracht hatte, als dem Zusammenleben mit dem Genius? Und durfte Dieser nicht Alles, was auf Nietzsches Ader wuchs, als von Rechts wegen ihm gehörig betrachten? Weil seine lieblich duftenden Opfergaben wohlgefällig aufgenommen worden waren, war dem Bedauernswerthen der Dünkel zu Kopf gestiegen: er glaubte wohl gar, „mit dem Genius verkehrend“, selbst ein Genie geworden zu sein, einer von Denen, die Wahrheiten zu sagen haben! Wahrheiten gegen Wagner erkannte aber die bayreuther Logik nicht an. „O Du Armsüßiger!“ apostrophirt ihn mit tiefstem Mitleid Frau Cosima.

Noch trauriger als diese Einschätzung von Nietzsches Geist berührt diejenige seines Charakters. Wagner insinuiert dem Manne, den er einst als den einzigen Gewinn bezeichnet hatte, den ihm außer seiner Gattin das Leben zugeführt, die herostratische Niedrigkeit, er habe den Feuerbrand in den Tempel des Freundes geworfen, um in dem Flammenschein selbst besser gesehen zu werden! Sollen's unbegreiflich ist die ironische Unterschiebung der Frau Cosima: die Apostaste werde Nietzsche gute Früchte bringen, da er sich ja mit seinen neuen Anschauungen in ein wohleingerichtetes Lager begeben, — im Gegensatz zu dem kleinen, dürftigen Kreis, den er verlassen habe. Gerade das Gegentheil war der Fall! Eine Vergleichung der bis 1890 verkauften Exemplare des „Parasit“ und des „Zarathustra“ würde über das Gegentheil keinen Zweifel erlauben. Nur wenige Getreue folgten Nietzsche auf seinem steilen Pfade, ein kleines Häuflein, aber aus „dem Besten, was zwischen Paris und Petersburg wächst“, dem auch der Nobelärm der letzten Jahre kaum allzu Viele hinzugefügt haben dürfte, an denen Nietzsche seine Freude gehabt hätte. So wurde es einsam um den „Apostaten“ und Wagner hatte die Genugthuung, zu sehen, daß seine Worte: „Nietzsche liest man ja doch nur, insofern er sich zu meiner Sache hält“, sich zu bestätigen schienen. Frau Cosimas Prognose war also unrichtig, — und Das richtet auch ihre Diagnose. Scheint sie doch geglaubt zu haben, daß der Verfasser des „Anti-Strauß“ unter die *libre-penseurs*, die „unverbesserlichen Fackelköpfe und Hauswürste der modernen Ideen“ gegangen sei! Rein, Nietzsche war nur noch unzeitgemäßer geworden.

Das wohl eingerichtete Lager war in Bayreuth und dort befand sich die zahlreichste Gesellschaft. Aus dieser mag es wohl Einer gewesen sein, der vor mehreren Jahren im „Magazin für Literatur“, von dem Zusammentreffen Nietzsche und Wagners in Sorrent redend, dem „ohnmächtig zusammenstufenden, verzweifelten Narren“ den „siegreichen, stolzen, kaiserlichen Künstler“ gegenüberstellte. Diese Auffassung ist charakteristisch für die Herde. Auf der einen Seite sieht sie den Schöpfer einer unerhört erfolgreichen Musik, auf der anderen den — später geistig erkrankten — Schöpfer einer lange erfolglosen und umstrittenen Philosophie. Das Inkommensurable wird verglichen und ihr Urtheil ist fertig. Aber man scheidet die beispiellose Faszination seiner Musik aus und lasse Wagner als Nur-Musiker aus dem Spiel. Nietzsche war auch nach der Trennung gerecht: „Man wird es Wagner nie vergessen dürfen, daß er in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts die Kunst als eine wichtige und großartige Sache ins Gedächtniß gebracht hat.“ In allem Uebrigen, im Verus zur Philosophie (in Nietzsches Sinn verstanden!), in den Höhen und Tiefen seiner Weltanschauung überragt ihn Nietzsche thurmhoch. Nietzsche hatte in seiner Bewunderung nicht empfunden, wie Wagner Alles — Schopenhauer, Christenthum und Anderes — nur artistisch auskostete. Ihm dagegen waren alle Kultur- und Weltanschauungsfragen bitterster Ernst und jede Zweideutigkeit in ihnen verhaßt. Man lese, wie schwer und nachhaltig er litt, als ein philosophischer Freund und langjähriger Hausgenosse plötzlich seine Absicht bekannte, katholischer Priester zu werden. Sein antichristlicher Standpunkt hat nichts mit der Dogmenkritik der Freidenker zu thun; er resultirt nicht aus kritischen, sondern aus Instinkt-Gegensätzen. Nur so versteht man seine an Wagner gerichteten Verse:

„Weh! Daß auch Du am Kreuze niedersankst,
Auch Du! Auch Du — ein Ueberwundener!“

Durch „ein Wunder von Sinn im Zufall“ kreuzte sich mit dem nach Bayreuth gesandten Widmungsexemplar von „Menschliches, Allzumenschliches“ ein Exemplar des „Parasol“ von dort, dessen Widmung an Nietzsche unterzeichnet war: „Richard Wagner, Oberkirchenrath.“ Diese Kreuzung der beiden Werke —: „Klang es nicht, als ob sich Degen kreuzten?“ Nietzsche sah, daß es höchste Zeit zum Abschiednehmen gewesen war.

Die innere Befreiung war da. Eine letzte äußere Fessel blieb der philologische Beruf. Aber auch diese sollte bald fallen. Die Gesundheit Nietzsches hatte sich wieder wesentlich verschlechtert; eine Leidenszeit löste die andere ab; er war der Erblindung nah. „Was Qual und Entfugung betrifft“, heißt es in einem Briefe, „darf sich mein jetziges Leben mit dem jedes Afteten irgend einer Zeit messen.“ Sustineo, abstineo konnte er von sich sagen. Endlich, Ostern 1879, kam er um Abschied ein, der unter Ge-

währung einer Pension von dreitausend Francs in „beinahe ergreifend zu nennenden“ Ausdrücken wärmsten Dankes und höchster Anerkennung bewilligt wurde. Welche reiche Thätigkeit der zehnjährige Zeitraum seines Wirkens einschließt, können wir erst jetzt übersehen. Er gab griechischen Unterricht am Pädagogium und las an der Universität über die verschiedensten Stoffe des philologischen Spezialfaches. Aber auch die Philosophie kam zum Wort, wie nicht anders von dem Manne zu erwarten war, der in seiner Antrittsrede die Forderung erhoben hatte, daß alle und jede philologische Thätigkeit von einer philosophischen Weltanschauung umschlossen und eingeeget sein sollte. Aus einer dieser Vorlesungen ist das prächtvolle Fragment: „Die Philosophie im tragischen Zeitalter der Griechen“ hervorgegangen, das man im zweiten Bande der Nachlaßschriften findet. Und die nach außen gewandte Thätigkeit ist weit davon entfernt, die erstaunliche Produktionsfülle dieses reichen Geistes zu erschöpfen. Was daneben herging: Vorarbeiten und Nachträge zu bereits Bekanntem, Fragmente und Entwürfe neuer Werke, private Aufzeichnungen u. s. w., füllt beinahe ganz die drei Nachlaßbände. Schon das Erste, was aus den jetzt vorliegenden Ergänzungen an die Oeffentlichkeit kam, ein vor länger als drei Jahren in der „Zukunft“ erschienener Aufsatz „Ueber den griechischen Staat“, ließ hoffen, daß dieses Nachlaßmaterial endlich die Mittel an die Hand geben würde, die Legende von den Zickzacksprüngen in Nietzsches Entwicklung ein für allemal zu zerstören. Nun ist diese Hoffnung erfüllt. Wir sehen die großen Probleme seiner Weltanschauung schon in den allerersten Anfängen seines Werdens austauchen und erkennen, wie nicht das zufällige Milieu, sondern die eigenste Individualität den Philosophen zu der ihm eigenthümlichen biologischen, antimoralistischen Problem-Stellung geführt hat. Wo innere Wandlungen vorhanden zu sein schienen, da hat man es nur mit einem Abwerfen von Hüllen zu thun, die nicht organisches Produkt des Körpers waren, sondern sich von außen her um ihn gelegt hatten. Wo wir diese Bände aufschlagen, überall treffen wir auf Stellen, an denen — nach den schönen Worten des Herausgebers — „der starke Unterstrom des eigensten Wesens zu Tage tritt, der von vorn herein vorhanden ist, aber für den flüchtigen Blick anfangs durch die wagnerisch-schopenhauerische, dann durch die positivistisch-moralistische Oberströmung verdeckt wird, bis er endlich im Zarathustra, seiner selbst gewiß, mächtig und unaufhaltsam hervorbricht.“ So tritt uns diese Weltanschauung als eine einheitliche, in ihrer Entwicklung kontinuierliche entgegen. Auch von Nietzsches Werden gilt, was Goethe von dem Werden der Natur gesagt hat: daß nichts entspringt, als was schon angekündet ist, und daß die Ankündigung erst durch das Angekündete klar wird, wie die Weissagung durch die Erfüllung.

Heilkundige Frauen im Alterthum.

Es ist ein Zeichen unserer Zeit, daß die weiblichen Bestrebungen, die überlieferte gesellschaftliche materielle und geistige Bevormundung der Frau zu brechen, an ideeller Kraft und an praktischer Nachdrücklichkeit erheblich zugenommen haben. Eine durch Freiheit veredelte Ehe, die politische und soziale Gleichstellung mit dem männlichen Geschlecht sind die letzten ideellen Ziele dieses Kampfes; als praktischer Ausgangspunkt dient jedoch die wirtschaftlich materielle Seite der Frauenfrage und giebt dem wissenschaftlichen Drange der Frau in Deutschland seine ganz besondere Richtung auf Heilkunde und Heilkunst.

Die wirtschaftliche Nothwendigkeit, Fesseln einer zu eng gewordenen Existenzmöglichkeit zu sprengen, war dem Alterthum fremd. Hier war es das dem natürlichen Sittlichkeitsgefühl entspringende Verlangen nach dem Beistand eines Wesens gleichen Geschlechtes, das diejenige Disziplin medizinischer Wissenschaft, die als die älteste, mit der Entstehung des Menschengeschlechtes unmittelbar verknüpfte voranschreitet, die Geburtshilfe, den Frauen eröffnete. Fern bleibt von solchem Geschäft der Mann und nur in außergewöhnlichen Fällen, wo die Furcht vor der Gefahr die Macht des Schamgefühles überwältigt, wird seine Hilfe in Anspruch genommen. Aus den Kreisen der Frauen, die den geburthilflichen Beistand leisteten, erstand dann im Laufe der Zeiten eine Reihe von Förderinnen ärztlicher Kunst und ärztlicher Wissenschaft.

Werthvolle Aufschlüsse über die älteste Periode giebt uns der Mythos, der in seinem schimmernden Schleier so viel Tellurisches und Kosmisches, so viel Religion und Poesie und neben unbewusster Weltanschauung zweifellos auch viel wirkliches Gelebtes birgt. Als eine gewaltige Macht beherrschte er das griechische Leben und schwebte über ihm wie eine nahe, herrliche Erscheinung; selbst späte Autoren, die Anspruch darauf machen, als getreue Berichterstatter zu gelten, bleiben noch seine Jünger, — und so voll und glänzend war die Herrschaft, die der Mythos in der Blüthezeit der Griechen ausübte, daß auch die Römer, als sie die griechische Welt erobert hatten, ihr Denken und Streben damit erfüllten. Die dunkle Urzeit der Völkervergangenheit ist die Keimperiode aller menschlich-sozialen und völkergeschichtlichen Bildung; und wo uns alle weiteren Spuren zur Aufhellung der Geschichte im Stiche lassen, wenden wir uns mit Erfolg an die mythischen Ueberlieferungen.

Einen hohen und würdevollen Rang nahmen von Urzeiten an die weiblichen Gottheiten ein, die Leben und Gesundheit schirmten und Fülle und Fruchtbarkeit über die Natur verbreiteten. In Egypten, dem Stammland alter Kultur und Mythologie, war es Isis, die schon zur Zeit der ersten Pharaonen als die heilige Göttin Natur, die schaffende, ernährende und heilende, von Priestern und Volk angebetet wurde. Nach Dioscoros erfand sie viele dem Menschen heilsame Arzneien und der Gesundheit nützliche Vorschriften, da sie in der Arzneikunst ungemein erfahren war. Demen, die ihre Hilfe anflehten, gab sie in Träumen (in den Inkubationen und im hellsehenden Schlaf der Kranken in den Isis-Tempeln) ihre Gegenwart kund und leistete

ihnen durch mitgetheilte Heilmittel schnelle Hilfe. Zahlreiche Tempel wurden ihr errichtet, unzählige Dankesäußerungen der Geheilten in Form von Tafeln und Inschriften *ex voto* wurden ihr dargebracht und der Kultus der Isis breitete sich nach Jonien, Griechenland und selbst bis nach Rom aus. Fene Inkubationen in den Tempeln der Isis, die sich noch bis zum zweiten Jahrhundert nach Christus in Rom erhielten, wurden zum Gaukelspiel, das die Priester mit dem bethörten Volke trieben, aber zugleich ein Hauptförderungsmittel empirischer Heilkunde dadurch, daß aus den vorgeschriebenen Tempelaufzeichnungen der Symptome und Krankheitsveränderungen und der Namen und Wirkungen der Heilmittel förmliche Jahrbücher semiotischer und physischer Beobachtung entstanden. Daß sich die Verehrung der Isis sogar bis zu den Kelten verbreitet hat und daß sie namentlich im mittleren Deutschland, unter den Sueden, göttlich gehrt worden ist, erfahren wir aus einer merkwürdigen Stelle des Tacitus, die lautet: „Ein Theil der Sueden opfert auch der Isis. Woher Ursache und Ursprung dieses fremden Kultus stammt, habe ich nicht erfahren können.“ Nimmt man an, daß der Isis-Mythus keine rein allegorisch-symbolische Dichtung, keine bloße Priesterfiktion ist, wie einige Forscher glauben, sondern daß ihm ein geschichtliches Faktum, das Leben und Wirken einer ihr Zeitalter überragenden Frau zu Grunde liegt, so hat sich aus der Verehrung der wirklichen Persönlichkeit im Volke allmählich die Apothese und der religiöse Kultus entwickelt und mit diesem haben sich allmählich alle die Futhaten und Fiktionen der Phantasie und einer theurgisch-mystischen Romantik verschmolzen. Den Namen der Isis finden wir sogar von Priestern und Aerzten bestimmten Arzeneien beigelegt, um diesen Berühmtheit und sich selbst dadurch Vortheile zu verschaffen; Galen erwähnt ein gelbliches Isispflaster, ferner ein Isispflaster gegen Erkrankungen des Kopfes, ein anderes gegen schwarze Galle und schließlich eines gegen alle Krankheiten. Auch bei Aetius und bei Paulus von Aegina finden sich diese und ähnliche Isisarzneien erwähnt.

Bei den Griechen ist in der ältesten Zeit die Gencung spendende Kraft ein Attribut aller Gottheiten ohne Unterschied. Die Verehrung besonderer medizinischer Gottheiten entstand erst nach dem trojanischen Krieg, im Zeitalter des Homer und Hesiod. Was Isis den Egyptern war, ist Artemis und die mit ihr identische Eileithya und Hekate den Griechen. Artemis, die jungfräuliche Göttin, wird von allen alten Dichtern und Mythologen als Beschülperin der Pflanzen, als Pflegerin der Kinder (*κοιμιστρόπος*) und besonders als die wohlthätige Hilfgöttin der Entbindenden, als die schmerzstillende und die Geburt wunderbar förbernde und erleichternde *dea obstetrix* verehrt. Als solche trug sie den Namen Eileithya und ihr schrieb man die Erfindung einiger Heilpflanzen zu: so der Gattung Artemisia, von der sie nach Plinius und Hyginus drei Spezies entdeckt haben soll, und des kretischen Dictamnus, mit dessen Blättern in Sizilien ihre Statuen geschmückt wurden. Homer, Pindar, Orpheus, Kallimachus und viele Andere besingen sie in begeisterten Hymnen und preisen ihre hilfsreichen Eigenschaften; und auch die Römer beugten sich in heißen Gelübden ihrer Allgewalt. Hekate, ursprünglich bei Hesiod, Diodor und Anderen eine Tochter des Titanen Persis, Königs von Laurien, besaß vornehmlich eine große Kenntniß der giftigen Pflanzen und ihrer Verwendung und entdeckte das Skonit, wie Ovid, Plinius und der Scholiast des Aristander mit dichterischen Ausschmückungen berichten. Ihre Töchter sind

Hirte und Medea, denen sie ihre Giftenkenntniß und ihre Zauberkünste lehrte. Ihr Kultus vermischte sich allmählich mit dem der Artemis-Diana und ging schließlich ganz darin auf. Minerva, Hygieia, die Tochter des Askulap, die Göttin der Gesundheit, die Schützerin gegen Krankheit und Seuchen, und die Töchter der Dekate sind mythische Frauen, die von den Alten in ihrer glänzenden Phantasie als hilfreiche Spenderinnen des Heilwissens und der Heilkunst symbolisirt worden sind.

In den Sagen von Medea und Hirte tritt aber schon, so sehr sie von traumartigen Kombinationen, von Fabel und Fegensput verbunkelt sind, auch etwas Historisches unverkennbar hervor. Unter märchenhafter Verschleierung, abenteuerlichen Fiktionen aus der Feen- und Zauberwelt im Geiste der orientalischen Magie, erblicken wir das Bild zweier Frauen von heroischem, wildem Charakter, die sich durch seltene Kraft des Geistes und durch ungewöhnlichen Kenntnißreichthum im Gebiete der Arzneikunde, ja, selbst in der zu ihrer Zeit noch gänzlich unbekanntem medizinischen Chemie ausgezeichnet haben müssen. Besonders ist es Medea, in deren Schilderung, so verschieden sie auch bei den verschiedenen Schriftstellern ausfällt, uns zuerst ein Anfang weiblicher Arzneikunde von bestimmtem Grundgepräge entgegentritt. Entkleiden wir die Fabel aller Zuthaten, so tritt die solchische Fürstentochter als eine Frau von ungemeiner Energie hervor, muthvoll und entschlossen, gewandt und schlau, in allen Lagen ihres wechselvollen Lebens um Rath nicht verlegen. Sie scheint vorzugsweise den heilsamen wie den giftigen Wirkungen der Pflanzen, sowie einigen spirituellen und ätherischen Substanzen emsig nachgespürt und, nicht zufrieden mit der Kenntniß einfacher Heilmittel, deren sie vermuthlich mehrere aus der Klasse der narkotischen und der äpöden erfand, sich eben so mit mannichfachen Zubereitungen, wie Kochen, Extrahiren, Infundiren u. s. w., wie mit Zusammensetzungen in Tinktur- und Salbenform beschäftigt zu haben. Die von ihr entdeckten oder genaueren Versuchen unterworfenen Kräuter und vermuthlich auch harzig-ölige, mineralische und thierische Substanzen wandte sie nicht nur innerlich an, sondern auch als Zusatz zu warmen Bädern, als Salbungen und Einreibungen zur Belebung, Stärkung und Verjüngung durch das Alter geschwächter Personen. Bei Stobäus finden wir folgende Stelle: „Diogenes (von Sinope) habe Medea für eine weise, verständige Frau, nicht für eine Giftnischerin gehalten. Denn sie habe es verstanden, geschwächte und entnervte Menschen durch gymnastische Uebungen und andere Mittel wieder stark und kräftig zu machen. Hierdurch sei das falsche Gerücht von ihren Verjüngungskuren durch Kusslochen entstanden.“ Ihr Ursprung aus dem unbekanntem und geheimnißvollen Lande der Hyperboreer, ihre Abstammung von der Dekate, dieser allgemein gefürchteten Zauberin, schuf sie den Griechen zu einem höheren, mit übernatürlichen Kräften und Kenntnissen ausgestatteten Wesen um, dessen Thaten bei den Tragikern im Zwielficht dämonisch-magischer Zauberkünste erscheinen. Ihre Arznei- und Heilkunde äußerte sich außer in einer Reihe von chemischer und technischer Zusammenstellungen von Kräutern, Farbstoffen, Oelen u. s. w., vor Allem in dem Verjüngungskuren, die sie an Anderen und an sich selbst vorgenommen haben soll. Diese Kuren werden von Älteren und neueren Schriftstellern für eine Verbindung warmer Kräuterbäder mit Dehnung und Redung der Gliedmaßen, mit Massage und nachheriger Einsalbung angesehen; und zwar wurden diese Bäder — die unseren Dampfbädern ähnelten — nicht nur als diätetische Mittel und

des Wohlbehagens oder der Hautreinigung wegen, sondern hauptsächlich als eigentliche Reizung- oder Belebungsmittel, verstärkt durch den Zusatz von Abkochungen aromatischer Kräuter und von Auflösungen balsamisch-harziger Substanzen, angewandt. Schon Palaephatos sagt darüber: „Die angeblichen Verjüngungskuren der Medea verhielten sich so: Erstlich hatten sie eine Pflanze entdeckt, durch die sie nach Willkür die Haare weiß oder schwarz färben konnte, sodann hatte sie auch die Anwendung heißer Bäder erfunden (*εἰσὶν ἄρωμα ἕλαιον*); diese nannte man Abkochungen, es waren aber nur Fomentationen. Und da durch diese die Menschen gesünder und gelenkiger wurden, so glaubten die Leute, als sie den Apparat, nämlich die Kessel und die Hölzer und das Feuer unter ihnen, erblickten, es handle sich um ein wirkliches Kochen des Körpers.“ So stellt sich die wüthenbe Zauberin und Giftmischerin der Sage bei unbefangener Betrachtung als eine Frau von seltener Geisteskraft und für ihre Zeit reichsten Kenntnissen in der Natur- und Heilkunde dar. Wieder einmal trog uns die Legende.

Verläßt man das Zeitalter des Mythos, so tritt das Wirken und Walten heilkundiger Frauen zuerst dort hervor, wo das weibliche Schamgefühl sich nur schwesterlichen Händen anvertrauen will: in der Geburtshilfe. Hier bildete sich gewiß schon sehr früh der Stand der Hebammen, der für sich ausschließlich das Recht in Anspruch nahm, Gebärenden die erforderliche Hilfe zu leisten. Im ganzen Alterthum ist kein Beispiel eines männlichen Geburtshelfers zu finden. Durch viele Jahrhunderte erhielt sich die Sitte, Geburten und Alles sich darauf Beziehende nur Frauen anzuvertrauen; die *majas*, die eigentlichen Geburtshelferinnen, und die *mulieres medicae*, Frauen, die Weiberkrankheiten behandelten, kommen bei den Römern noch im Zeitalter des Terenz und Martial vor.

Die ersten Namen von Hebammen finden sich bei den Hebräern. In der Heiligen Schrift werden Siphra und Pua genannt. Im ersten Buch Mosis und im ersten Buch Samuelis wird bei den schweren Geburten der Rahel, der Thamar und der Pimha vom Trost und Beistande der „Wehemütter“ gesprochen. Im Talmud kommt die Hebamme unter dem Namen *chachomoh*, *femina sapiens*, und *chajah*, *femina vivida*, vor und aus *Ridduschin* ist ersichtlich, daß die jüdischen Hebammen in hoher Achtung standen und erfahrene Frauen gewesen sein müssen. Eben so war es bei den Egyptern; auch bei ihnen lag die Hilfe bei Geburten einzig und allein in weiblichen Händen. Bei den Griechen stoßen wir bereits auf Spuren davon, daß die Ausübung der Hebkunst sich nicht auf das eigentliche Geburtsgeschäft beschränkte, sondern daß sie sich auch theils diätetischer und arzneilicher, theils manueller Hilfen bedienten und die gesammten Frauenkrankheiten in den Bereich ihrer Behandlung gezogen haben müssen. Bei dem Mythographen Hyginus findet sich die bekannte Erzählung von der Agnodike, die, gegen das Gesetz, das Sklaven und Frauen das ärztliche Studium untersagte, als Mann verkleidet, die Lehrvorträge des Hierophylus besuchte und durch ihre Ausdauer erreichte, daß das gesetzliche Verbot aufgehoben wurde. Mögen die von Hygin erzählten Einzelheiten dem Bereich der Fabel angehören oder nicht: Thatsache ist die Abänderung des ursprünglichen Verbotes; und damit mußte sich der Wirkungskreis der Hebammen bedeutend erweitern. Auffallend und bebauerlich ist es immerhin, daß

Agnobise außer von Hyginus von keinem zuverlässigeren Schriftsteller, weder von Plutarch noch von Sallustius noch von Diogenes von Laerte, erwähnt wird.

Jedenfalls steht es unumstößlich fest, daß die Geburtshilfe und die Behandlung von Frauenkrankheiten, besonders auch von hysterischen Uebeln, schon in den ältesten Zeiten in Griechenland Frauen oblag, die theils als *παῖσαι*, theils als *ιατροπαῖσαι*, *ιατροῖσαι* und *ἀιστροπαῖσαι* — *medicae* — an den verschiedensten Stellen genannt werden. Schon Homer erwähnt sie und Hippokrates spricht von ihnen in seinem Buch *de morbis mulierum*; das Wort *ιατροῖσαι* findet sich bei Galen im Buche *de locis affectis*, wo er sagt, daß die *ιατροῖσαι* Frauenkrankheiten und besonders die hysterischen Affektionen — die sogenannte Mutterplage — behandeln. Er bestätigt sogar, daß sie zuerst die Krankheit benannt und daß die Aerzte die Bezeichnung erst von ihnen übernommen haben.

Am Ausführlichsten und Bestimmtesten spricht von ihnen Plato im *Theaetet*; von ihm erfahren wir, daß sie wirklich in einer Zeit, die wir für eine viel frühere als die der Agnobise halten müssen, vorzugsweise vor den Aerzten und in legitimer Weise die Geburtshilfe ausübten, nicht etwa nur im Sinne unserer modernen Hebammen, sondern als selbständig handelnde und die verschiedenen Phasen der Geburt beeinflussende Personen, daß sie zugleich Arzneien verordneten und daß sie auch durch *κάρμια* oder Beschwörungformeln im Sinne der damaligen Zeit kurirten. Ihre soziale Geltung wird durch den Ausspruch des Sokrates bei Plato gekennzeichnet, daß er der Sohn der Hebamme Phoenarete sei, *obstetricis generosae* (ehrbaren) *admodum gravisque* (einflussreichen) *et torvae* (barischen), wie er rühmend hervorhebt.

Betrachten wir, welche Anforderungen die damalige Zeit an die Hebammen stellte, so müssen wir allerdings sagen, daß die Erfüllung dieser Bedingungen sie ihrem Wissen, Können und Charakter nach fast modernen Aerzten und Ärztinnen gleichstellte. Soranus von Ephesus, der um 110 nach Christus lebte und sich um die eigentlich praktischen Doktrinen der Medizin, besonders um die Geburtshilfe, glänzende Verdienste erworben hat — sein Werk über die krankhaften Zustände der weiblichen Geschlechtsphäre ist die einzige Originalschrift dieser Art, die das Alterthum uns überliefert hat — verlangt folgende Eigenschaften von einer Hebamme: „Eine Frau, die Hebamme werden will, muß schreiben können, muß klug sein, ein gutes Gedächtniß haben, arbeitsam und ausdauernd, sittlich, mit gesunden Sinnen begabt und von kräftiger Konstitution sein. Das sind wesentliche Eigenschaften für jede Hebamme. Um aber eine gute Hebamme, eine *ἐπίστον παῖσα*, zu sein, dazu gehört noch Anderes. Eine solche muß sowohl theoretisch wie praktisch gebildet und in allen Theilen der Heilkunst erfahren sein, um sowohl diätetische wie chirurgische und pharmazeutische Verordnungen zu geben und das Beobachtete richtig beurtheilen und im Zusammenhang würdigen zu können.“

Aus der Mitte dieser Frauen, denen auf Grund des Reformgesetzes, nachdem sie den nöthigen Unterricht genossen hatten, die volle Ausübung der Heilkunde eingeräumt war, erstand nun, etwa von der Blüthezeit der empirischen und dogmatischen Schulen an, unter den Ptolemäern und noch zu Zeiten des

Galen, eine Reihe von Frauen, die außer ihrer ärztlichen Thätigkeit schriftstellerisch und forschend mit ihren männlichen Kollegen rivalisirten und in der Geschichte der Medizin als ebenbürtige Vertreterinnen der Wissenschaft genannt werden.

Galen hat uns drei Frauennamen überliefert, an die sich besondere Verdienste um die Heilkunde heften: Antiochis, Kleopatra und Elephantis. In seinem Werke „Von der Zusammensetzung der Arzneien nach den Theilen des Körpers“ erwähnt er ein aus den verschiedensten Bestandtheilen (Schleimharzen, Eichenmistel, spuma nitri u. s. w.) zusammengesetztes Erweichungspflaster, das den Namen Malagma Antiochidis führt, gegen Sicht, Hüftweh, Wassersucht u. s. w. Wann und wo die Erfinderin dieses Medicamentes gelebt hat, blieb Jahrtausende hindurch unbekannt, da Galen eben nur das unter ihrem Namen bekannte Erweichungsmittel an verschiedenen Stellen erwähnt. Seit wenigen Jahren ist aber in das Dunkel ihrer Persönlichkeit ein helleres Licht gefallen. Die 1892 von Oesterreich nach Kleinasien entsandte archäologische Expedition fand nämlich auf dem Trümmerfelde der altkyllischen Stadt Tlos im südwestlichen Kleinasien eine Statue mit folgender, nach Schrift und Stil auf den Anfang des zweiten Jahrhunderts deutenden Inschrift: „Antiochis, die Tochter des Diodotus auf Tlos, deren ärztliche Empirie von Nath und Gemeinde der Stadt Tlos beglaubigt ist, hat sich das ihr zuerkannte Standbild auf eigene Kosten errichten lassen.“ Sie gehörte also der aus Alexandrien hervorgegangenen Schule der Empiriker an, die die Erfahrung als den Mittelpunkt aller ärztlichen Thätigkeit betrachtete und eine Reihe der achtungswürdigsten Aerzte zu ihren Anhängern gezählt hat. Der selben Schule gehörte auch Kleopatra an, von der zwei größere Werke über „Frauenkrankheiten“ und über „Arzeneiliche Schönheitsmittel“ von Galen, Aëtius und Paulus von Aegina genannt und theilweise ausführlich wiedergegeben werden. Wer diese Kleopatra gewesen ist, festzustellen, ist nicht möglich. Ihr Buch über die Frauenkrankheiten ist abschriftlich noch in dem griechischen Werke des Koschion vorhanden, eines Schülers des Soranus, und aus ihrem Buche über Kosmetik hat Galen eine große Reihe von Rezepten mannichfachster Art und Verwendung entnommen. War doch die Kosmetik in jener Periode des aufs Höchste gestiegenen Luxus der Frauen ein weit ausgedehnter und mit solcher Sorgfalt kultivirter Theil der Hygiene und Medizin geworden, daß die berühmtesten *Μεταθεσική καὶ τῆς ἡγεμονίας, ἐν τῇ ἑρμηνείᾳ, ἐν τῇ ἐπιπέδῳ, ἐν τῇ ἀλλοίᾳ, Μ. 100.* von Schminken, Schönheitswassern, Haut- und Haarsalben, Pasten und Pulvern einander zu überbieten suchten. Eben so apokryph ist die Gestalt der Elephantis geblieben, die außer von Galen auch von Plinius, zusammen mit einer Vais, als Verfasserin einiger Abhandlungen über bestimmte Frauenkrankheiten und über Kosmetik citirt wird.

Bei Plinius findet man ferner die Namen der Olympias aus Theben, der Salpe, der Metrodora, der Sotira. Olympias, die wohl ziemlich gleichzeitig mit jener Elephantis und Vais zu den Zeiten des Kaisers Augustus gelebt haben mag, hat eine Art Compendium über Frauenkrankheiten geschrieben und wird sowohl von dem klassischen Plinius wie auch von dem im fünften oder sechsten Jahrhundert nach Christus lebenden Plinius Valerianus mehrfach erwähnt. Am Häufigsten führt der ältere Plinius in seiner Encyclopädie der Natur Salpe aus Lesbos an, deren Anschauungen über die Beschaffenheit des Speichels

und Parnes und deren Mittel gegen Augenkrankheiten, Wechselfieber, den Biß toller Hunde u. s. w. er lobt. Der Name Sotira (Helferin) scheint dagegen nicht einer bestimmten Frau anzugehören, sondern ein Ehrenname für alle Frauen gewesen zu sein, die sich einen besonderen Ruf als Kertzinnen erworben hatten. Noch begegnen uns die Namen einer Pamphile aus Epidaurus bei Suidas, einer Aspasia bei Aëtius, die nach Hippokrates zu Anfang der methobischen Schule gelebt haben muß und eine Reihe von therapeutischen Vorschriften und Methoden aus dem Gebiete der inneren Medizin, der Chirurgie und Geburtshilfe publizirt hat; endlich einer Theodosia, die, obgleich Griechin von Geburt, in Rom am Ende des dritten Jahrhunderts nach Christus gelebt haben und sich dort nicht nur in der praktischen Medizin, sondern auch in der Chirurgie einen großen Ruf erworben haben soll.

Während bei den Griechen Medizin und Naturwissenschaft auf hoher Stufe standen und die aus jener Zeit auf uns gekommenen Schriften die Geburtshilfe und die Behandlung der Frauenkrankheiten überall berücksichtigen, suchen wir zur selben Zeit bei den Römern vergebens nach Ähnlichem. Die ersten Aerzte kamen aus Griechenland nach Rom und mit ihnen erwuchs allmählich die Werthschätzung der medizinischen Wissenschaft, erwuchs das Studium und die regelmäßige Ausübung der Heilkunde und ihrer Disziplinen, der Chirurgie und Geburtshilfe. Auch bei den Römern finden wir ausschließlich Frauen als Heilerinnen und Weiterinnen der Geburt, in einer Thätigkeit also, die sogar zur Kaiserzeit in Rom, mehr noch als in Griechenland, eine Prerogative der obstotrices und medicas war, finden wir sie als Kertzinnen am Krankenbett der Frau und als Erfinderinnen mancher berühmt gewordenen Arzneimittel. Außer Plautus, Terenz, Martial haben Hinweise: Appuleius Metellus, Tertullus und vor Allem Plinius, Galenus und Scribonius; ferner haben uns mehrere römische Inschriften die Namen von Kertzinnen, allerdings leider nur die Namen, erhalten. Bei Gruter (Thesaur. Inscript.) kommen unter Anderen vor: eine Sallustia Q. L. Merita, eine Antonia Aug. L. Thalusa, eine Marcia L. Agrippinae Obstetrix, eine Julia Quinctia Liberta Sabina, eine Minucia Medica. Syoßer erwähnt einer Helpis Liviae ad valitudinem, Pignorius einer Secunda Livillae S. Medica und Rhodius hat in seine Ausgabe des Scribonius Largus folgende zwei Inschriften aufgenommen, deren erste sich zu Verona, die andere zu Urbino befindet: „Cornelius Mellboeus sibi et Sentiae Elidi Medicae contubernali“ und „Deis Manib. Juliae Q. L. Sabinae Medicae Q. Julius Atmeius Conjugi bene merenti.“ Auch Walsh hat aus dem Gubius eine Inschrift: Forella T. L. Melaniona Medica a mammis eruit, die andeutet, daß diese Frau, und so vermuthlich auch andere, sich vorzugsweise mit der Behandlung der kranken Brust beschäftigt habe. Ferner spricht Scribonius Largus von einer Matriona honesta, die sich speziell der Behandlung der Epilepsie und zwar mit ausgezeichnetem Erfolge gewidmet habe, ferner von einer mulier medica ex Africa, die eine Reihe glücklicher Kuren vollbrachte; die selbe Frau erwähnen auch Marcellus und der Receptensammler Nicolaus Myrepsus. Die Gestalten zweier Frauen treten in der Uebersetzung schärfer hervor, der Jo-

hulla Livia, die Galen als hervorragende Arztin, besonders für Sicht, Wassersucht und Milchsucht, schilbert und von deren „außerordentlich vortrefflichen Präparaten“ er spricht, und der Salvina Victoria, der Theodor Priscianus (auch zuweilen Octavius Horatianus genannt, Leibarzt des Kaisers Valentinian des Zweiten) in Hochschätzung ihrer Verdienste einen Theil seiner Schriften widmete. In der Vorrede rühmt er sie als eine in der Behandlung der Frauenkrankheiten sehr geschickte und kenntnißreiche Frau. Der selbe Priscianus nennt auch eine Leoparda, ohne Zweifel eine Zeitgenossin, als kundige medica.

Die Bedeutung dieser weiblichen Keryze spiegelte sich in ihrer öffentlichen Stellung wieder. Sie bildeten eine Junge, der später das Prädikat der Nobilitas beigelegt wurde (Plinius), und erschienen in der römischen Gesetzgebung der Kaiserzeit als ihren männlichen Kollegen durchaus ebenbürtige Vertreterinnen des ärztlichen Standes. Fünf Frauen — und zwar medicae — waren erforderlich, um Fälle zweifelhafter Gravidität zu untersuchen; die Majorität gab den Ausschlag. Ulpian führt die medicae unter den Lehrern der freien Künste auf, denen die Honorarklage zusteht, und Justinian spricht von den medici utriusque sexus, die in Uebungssachen einander gleich gestellt sind.

Bis zu den sozialen Problemen der modernen Frauenfrage ist allerdings der antike Gedanke trotz seinem sonstigen, fast unendlichen Reichthum in allen Phasen des kulturellen Lebens nicht vorgebracht. Selbst in den größten weiblichen Gestalten sahen Philosophie und Geschichte nur hervorragende Individuen, nicht die Exponenten allgemeiner weiblicher Eigenschaften. So lebten die Frauen, denen der fruchtbare Zusammenhang mit den großen sozialen Aufgaben fehlte, im Hause als stillschweigende und gehorsame Erfüllung des Lebens der Männer. Dürftig sind daher auch die Quellen, die uns den sozialen Werth weiblicher Mitarbeit auf geistigem Gebiete für das Alterthum weisen, und gering ist die Ausbeute, die sie uns über die näheren persönlichen Schicksale jener Frauen bieten, die im Gefühl ihrer Selbständigkeit, im Bedürfniß, nicht blos Blüthe und Kranz, sondern mitwirkende Kraft in der Arbeit der Zeit zu sein, sich muthig von Herr und Haus lösten und in die Reihe der Männer eintrafen. Aber so schwach die Spuren auch sind, die die Geschichte uns bietet: daß heilkundige Frauen in allen Perioden des klassischen Alterthums Forschung und Studium mit praktischer Berufsthätigkeit erfolgreich verknüpft haben, ist erwiesen und damit eine Frage von hohem kulturgeschichtlichen Interesse auch für unsere Zeit der Beantwortung näher geführt. Nicht nur der bloße Reiz des Wissens und individuelles weibliches Bildungsstreben, sondern gesellschaftliche Funktionen und Bedürfnisse haben die Grundlage geschaffen, auf der bei allen Völkern des Alterthums die weibliche Geburtshilfe und daneben die höchsten wissenschaftlichen Bethätigungen der Frauen möglich wurden.

Mannheim.

Dr. Julian Marcuse.



Selbstanzeigen.

Das Ende des Marxismus. Leipzig, Verlag von Otto Wigand, 1899.
Preis 1,50 M.

Die kleine Schrift, die ich hier anzeige, ist keine Apologie des Kapitalismus, eben so wenig aber irgend eines genossenschaftlich-sozialistischen Rezeptes, das dem Marxismus den Garaus machen sollte. Mein Zweck war vielmehr, nachzuweisen, daß die wirthschaftlichen Entwicklungsgesetze, die Karl Marx aufgestellt hat, die richtige und zweckmäßige Grundlage einer weitaussehenden und die ganze Welt umspannenden Politik des Proletariates nicht mehr abgeben können. Nur um die „immanenten Gesetze der kapitalistischen Gesellschaftsordnung“ handelt es sich hier. Meine Broschüre unterläßt mit Bedacht, die materialistische Geschichtsauffassung und die eng damit verbundene Theorie vom Klassenkampf, die Werthlehre und ihren theoretischen Ableger, die Mehrwerththeorie, zu erörtern. Diese Anschauungen dienen nach meiner Auffassung der sozialen Praxis höchstens als theoretische Einleitung und kommen für die Entscheidung der Frage, wohin wir uns entwickeln, nur nebenächlich in Betracht. Der praktische Marxismus steht und fällt mit den „immanenten Entwicklungsgesetzen“. Weil sie falsch und einseitig sind, ist bisher die Arbeiterpolitik des Proletariates in Fragen von allgemeiner Tragweite schwankend gewesen. Eine Partei, wie die Sozialdemokratie eine ist, kommt mit bloßer Tagespolitik nicht aus; und nach meiner Auffassung kann es nicht mehr lange dauern, bis in den Massen das Bewußtsein aufbämmern wird, wie sehr die sogenannten taktischen Kontroversen verhängte Prinzipienunterschiede bedeuten. In diesem Sinne durfte ich vom Ende des Marxismus sprechen. Die Kluft, die zwischen der sozialen Wirklichkeit und der marxistischen Doktrin gähnt, ist nicht zu überbrücken. Der theoretische Marxismus muß zusammenbrechen und sein Zusammenbruch muß von entscheidendem Einfluß auf die Praxis der Arbeiterbewegung werden. Daß sich die Sozialdemokratie damit aber in eine Bourgeois-Partei umwandeln oder gar pldhlich vom Erdboden verschwinden werde, glaube ich durchaus nicht. Die Streitschrift von Bernstein hat mit Recht ein gewisses Aufsehen erregt und wird deshalb auch von mir besprochen. Bernstein scheint mir vor Allem einen großen Fehler begangen zu haben: er hat in seiner Kritik des Marxismus verkannt, daß die Tendenz zum Großbetrieb nur eine Tempfrage ist und daß hier wirklich eine wahrscheinliche Entwicklung zum Sozialismus vorliegt. In einem Punkte deckt sich meine Ansicht über Bernstein mit der herben und nicht überall gerechten Kritik Kautskys, nämlich darin, daß Bernstein kein Marxist mehr sei. Auch ich halte ihn für den Vertreter einer neuen Richtung, die sich bemüht, sowohl nach der erkenntnistheoretischen als auch nach der wirtschaftspolitischen Seite hin den Marxismus umzuformen. Er ist der erste Neomarxist. Wird ihm die Revision des Marxismus gelingen? Hat diese „Modernisirung“ der herrschende Lehre Aussicht auf Erfolg? Das sind schwerwiegende Fragen, denen ich die Antwort in kürzester Form zu finden versucht habe. Am Schluß gebe ich dem Leser eine gedrängte Skizze meines eigenen positiven Standpunktes.

Zwecklose Schönheit und andere Geschichten. Von Guy de Maupassant. Einleitung von Maximilian Harden. Berlin, Verlag von Max Simson-Preis 1 Mark.

Ich biete dem Leser drei längere Skizzen des großen Meisters; eine davon, „Wer weiß?“, hat er bereits in der „Zukunft“ gefunden, „Zwecklose Schönheit“ heißt die andere und „Der Fall Chassel“ die dritte. Sie scheinen mir typisch zu sein für die sozial-ethische, die halluzinatorische und die perverse Seite in Maupassant. M. Harden hat die Güte gehabt, dem Büchlein einen Essay beizusteuern, in dem man die Formeln für die Eigenart des gallischen Erzählers findet. Den abwehrenden Ruf: „Maupassant und kein Ende!“ beantwortete ich mit Hardens Satz: „Man darf die Behauptung wagen: ein zukünftiger Geschichtschreiber wird sich beim frivolen Maupassant bessere Kenntniss vom modernen Frankreich schöpfen können als beim ‚streng wissenschaftlich‘ operirenden Zola, der auf Claude Bernards bestrittene Theorien eine brüchige Soziologie erbauen will.“

Paul Linsemann.



August Strindberg: Legenden. Einzig autorisirte Uebersetzung von Elisabeth und Emil Schering nach der schwedischen Originalausgabe von 1898. Dresden und Leipzig, E. Pierfons Verlag, 1899.

August Strindberg war dreißig Jahre alt, als er 1879 in seiner schwedischen Heimath durch den Roman „Das rothe Zimmer“ berühmt wurde. Was er bis dahin geschrieben hatte, hat er unter dem Titel „In der Frühlingsreise“ als „Jugendarbeiten“ gesammelt. Das bedeutet: bis 1879 die Zeit der Jugend, von 1879 an die Zeit der Erfolge. 1886 und 87 erschienen die autobiographischen Schriften: „Der Sohn der Dienstmagd“ („Die Vergangenheit eines Thoren“) und „Die Beichte eines Thoren“; 1897 und 98 die beiden weiteren autobiographischen Schriften: „Inferno“ und „Legenden“. Zwei große Krisen!

Eine künftige Strindbergbiographie wird in vier Abtheilungen zerfallen: Die Jugend. Der Erfolg. Nach der ersten Krisis. Nach der zweiten Krisis.

Das bedeutendste Werk der ersten Periode war „Meister Olof“, das Drama des ringenden, reisenden Selbst. Es ist für Strindberg, was die „Mäuber“ für Schiller waren. Die zweite Periode wird durch den Roman „Das rothe Zimmer“, der die alte Gesellschaft niederreißt, und die Novellen „Utopien in der Wirklichkeit“, die die neue Gesellschaft aufbauen, charakterisirt. Die erste Krisis trat gegen Ende der achtziger Jahre ein: Scheidung von seiner Frau. Strindberg rettete sich vor dem Selbstmord nur dadurch, daß er sich selbst in den ersten beiden autobiographischen Schriften als Objekt betrachtet und darstellt. Er überwindet die Krisis; und dieser entspringt ein Quell stromender Produktion: der Mann dem Weibe gegenüber in den Dramen: „Der Vater“, „Die Kameraden“, „Fräulein Julie“, „Gläubiger“, „Samum“, „Vor dem Tode“ u. s. w., — der Mann isolirt in dem Roman „An offener See“. Als diese Quelle versiegte, fing Strindberg gleichsam von Neuem an: er versenkte sich in wissenschaftliche, besonders in chemische Studien und heirathete zum zweiten Male. Dann trennte er sich auch von seiner zweiten Frau. Er konnte nicht von Neuem anfangen und erlitt einen

vollständigen Lebensbankerott. Aus dieser Krisis gab es nur eine Rettung: Gott! Die Schilderung dieser Krisis und des zu Gott führenden Weges enthalten „Inferno“ und „Legenden“. Der erste Theil der „Legenden“ schließt mit den Worten der Schrift: „Ich hebe meine Hände auf zu Gottes Berg und Haus“. Und der zweite Theil heißt „Jakob ringt“.

Und wieder entspringt der Krisis ein Quell strömender Produktion: der Mensch im Verhältnis zu Gott in der Dramenreihe, die mit „Nach Damaskus“ (erscheint nächstens ebenfalls bei E. Pietson in Dresden) eben begonnen hat.

Emil Schering.



Th. M. Dostojewskij, eine biographische Studie. Berlin, Ernst Hofmann & Co. 1899.

Als ein Dilettantenbuch will diese Arbeit angesehen werden, als eine Herzenssache, ja, vielleicht als eine Herzensthat. Nicht etwa, um die strenge Kritik von den vielen literarischen Fehlern des Buches abzulenken, sondern, um sie dem Zweck meiner Arbeit näher zu bringen, der eigentlich außerhalb der Literatur liegt. Des Jahrhunderts Neige zeigt eine eigenthümliche Doppelercheinung: das Streben nach Einheit in den Völkern, den Rassenkampf in den Nationen; dort Kollektivismus, hier Individualismus. Das Geschäft der Staatenbildung geht allmählich von den Machthabern auf die Völker über, die, ihrer Kräfte endlich bewußt, in der Wahl ihrer Mittel schwankend und zerrissen sind. Dazwischen überall das tiefe Sehnen nach Einigung und Frieden. Wenn diese Einigung und dieser Friede dadurch erreicht würden, daß man versuchte, einander nicht mit dem Auge des Fremdlings, des „Barbaren“, anzusehen, wenn jener stille Seelenwinkel, wo bei den Nationen so gut wie bei den Individuen die Entwicklungen unbelauscht vor sich gehen, respektirt würde, wenn man einander liebte, statt sich zu nivelliren oder zu zerfleischen? . . . Mein Buch entsprang dem Wunsch, das fremde, uns schwer zugängliche Volk der Russen mit dem Blick anzusehen, „der uns wohlthut“, dem Wunsch, zwei Volksindividualitäten einander näher zu bringen, die im aufrichtigen Suchen nach Wahrheit einander begnügen. Dem Volke der Denker wollte ich das Volk der praktischen Ethiker zuführen und ich wählte zum Vermittler den ausgeprägtesten, russischsten Dichter Rußlands, der mit allen seinen Vorzügen und Mängeln im Heimathboden wurzelt und den man bei uns allzu sehr als Einzelercheinung betrachtet. Darum auch zog ich es vor, nicht als objektiver Forscher „über meinem Gegenstande“ zu stehen, sondern so recht mitten darin. Wenn es mir gelänge, auch nur ein Sandkorn zum Aufbau des ersehnten Völkerfriedens herbeizutragen, so würde ich, selbstgefällig wie der selbstgefälligste Dichter, ausrufen: Exegi monumentum aere perennius.

Wien.

H. Hoffmann.



Dichtende Mütter.

Nur das Weib, das den natürlichen Kreislauf des weiblichen Lebens durchmessen, nämlich Kinder geboren und gesäugt hat, repräsentirt erschöpfend sein Geschlecht.“ So ungefähr schließt Frau Adele Gerhard ihre Betrachtungen über „Weibliche Dichtung“ in Nr. 28 der „Zukunft“ vom achten April 1899. Man kann diesen Satz als richtig zugeben und doch anderer Meinung über die künstlerische Leistungsfähigkeit der Frauen sein, die danach allein als volle Vertreterinnen ihres Geschlechts zu gelten hätten.

Doch die Frau für alle die Mutterschaft begleitenden Seelenzustände bisher fast gar keinen Ausdruck gefunden hat, erklärt Frau Gerhard aus der Abhängigkeit des Weibes von der männlichen Produktion und aus dem Umstande, daß die meisten literarisch bedeutenden Frauen nicht die volle Wirkung der Mutterschaft an sich erfahren haben, und sie erhofft von der Aufhellung dieses geheimnißvollen Gebietes durch die weibliche Dichtung eine eigenartige Erweiterung der Kunst. Nun ist es immer mißlich, solchen Fragen auf dem Wege deduktiver Spekulation beikommen zu wollen. Das Gewesene allein liefert uns hier, wie überall, ein — wenn auch trübes — Spiegelbild des Künftigen. Und da wird es eben doch als nichts Zufälliges angesehen werden dürfen, daß so viele Wandlungen der Frauenseele von der rührendsten Passivität (Sakuntala) bis zur herzergreifenden Tragik (Gretchen) ihren höchsten künstlerischen Ausdruck gerade durch die Gestaltungskraft des Mannes gefunden haben. Gewiß steht die individuelle Ausbildung weiblicher Fähigkeiten auf dem Gebiete der Kunst noch in ihren Anfängen, aber auch eine allen Anforderungen der Zeit genügende Erziehung und soziale Befreiung dürfte an der künstlerischen Sterilität der Frau gegenüber den Problemen der Mutterschaft wenig ändern. Und zwar deshalb, weil das verborgene Weben der Mutterschaft dem Weibe selbst ein nicht weniger räthselhaftes Geheimniß bleibt als der übrigen Menschheit, und ferner, weil die mit ihm zusammenhängende Mission, die liebevolle Hingabe an ein Wesen, das noch nicht einmal zu existiren scheint, sich mit einer fast vegetativen Unbewußtheit vollzieht. Wie vermöchte sie die komplizirten seelischen Vorgänge darzustellen, deren Ursachen ihr genau so unerklärlich und fremd sind, als ob sie sich nicht in ihr, sondern in einem anderen Wesen vollzögen? Geseht auch, sie könnte die psychophysiologischen Zusammenhänge ihres Wesens mit dem keimenden Leben ausbeden, ja, auch nur einen Zipfel des Schleiers lüften, den die Natur über alles Werden und Vergehen gebreitet hat, so wäre sie thatsächlich zu nichts Beringerem berufen als dazu, das große Mysterium des Alls zu enthüllen. Und Das erwarten wohl auch die Damen nicht, die die absolut gleiche intellektuelle Befähigung der Geschlechter verkünden. So weit hier eigenartige Beziehungen aufzudecken sind, ist es bereits durch die feinsinnigen Untersuchungen Michelets geschehen, gegen die der zuweilen erhobene Vorwurf dichterisch-liebevoller Phantasterei wenigstens da nicht zu wiederholen wäre, wo es sich um dichterisches, nicht um wissenschaftliches Erfassen der Probleme handelt. Tausende von Frauen haben in seinen Schriften Aufklärung für Vorgänge gesucht, deren unbewußtes, willenloses Geschehen sie selbst sind: ist da von ihrer Hand Gründlicheres, Besseres zu erwarten? Im Gegentheil: je

näher ein Wesen der Natur steht, je inniger es mit ihr verknüpft ist, desto weniger wird es im Stande sein, diese Zusammenhänge zu objektiviren.

Das einzige Gefühl, von dem die Frau, die Mutter geworden ist, Rechenhaft ablegen könnte, ist die neue Form, die das Bedürfniß, zu lieben, in ihr annimmt. Darum ist es auch kein Zufall, daß von allen spezifisch-weiblichen Empfindungen gerade die Mutterliebe ihren vollkommensten — aber schwerlich je von Frauenhand zu überbietenden — Ausdruck gefunden hat; sei es als fast überirdische Wonne in den Madonnenbildern oder als von Schmerz zermalmtcs Mutterglück in den Darstellungen der Pietà oder in der antiken Niobidengruppe. Ueber Mutterglück und Mutterschmerz, die entgegengesetzten Ausmündungen des selben Gefühles, kommt auch die Frau in ihrem bewußten Seelenleben nicht hinaus; und dieses Gefühl ist in so hohem Grade natürlich und wird so wenig von ihrem Wirkungskreise oder ihrer Lebenslage beeinflusst, daß sie dem aus einer — auf legalem oder illegalem Wege — erzwungenen Verbindung entstammenden Kinde die selbe Aufopferung entgegenbringt wie der Frucht einer Mutterchaft, die für sie die höchste Vollenbung menschlichen Glückes bedeutete. Alle Abweichungen hiervon gehören in das Gebiet individueller oder sozialer Pathologie; und den Frauen, die sich solchen Abweichungen gegenüber künstlerisch passiv verhalten haben, rathen zu wollen, hier mit ihrer Thätigkeit einzusetzen, ist gerade so sinnreich, als wollte man die Malerei von der Karikatur aus erobern. Die normale Mutterliebe ist ein ihrem Wesen nach so wenig komplizirtcs Gefühl, daß die dem geistreichsten Manne ebenbürtige Gefährtin darüber kaum mehr auszusagen vermöchte als die unwissendste Kreatur.

Nun ist es freilich richtig, daß dieses so primitive Gefühl in unserer Zeit durch das Heraustreten des Weibes aus dem häuslichen Kreise berührt und gekreuzt wird, — und hier sieht denn Frau Gerhard wohl auch ein noch nicht angebautes Feld künstlerischer Leistung. Vergessen wir aber nicht, daß der Schritt aus der Häuslichkeit der Frau durch eine sich stetig zu ihren Ungunsten verändernde Wirtschaftsordnung abgezwungen worden ist. Was auch die „Mutter der Kinder“ in dem mühevollen Kampfe um Bethätigung ihrer Kräfte erreichen mag, einen wie begründeten Anspruch auf Achtung und Förderung durch ihre männlichen Mitstreiter und durch die glücklicheren Schwestern, die sich dem Berufe der liebenden Freundin des Mannes und der unermüdlchen Erzieherin des Kindes vollständig widmen können, sie auch besitzen mag: der Prägung neuer Kunstwerthe ist ihre Lage wenig günstig. Nichtig verstanden, ist der mütterliche Beruf an sich schon ein so unendlich schwieriger und erfordert so viel Fähigkeit, Opferwilligkeit und ungetheilte Hingabe, daß man ohne Uebertreibung sagen darf: es giebt nicht mehr vorzügliche Mütter als vorzügliche Schriftsteller. Dabei sehe ich ganz von jener Epoche des Frauenlebens ab, von der es in „Hermann und Dorothea“ heißt: „Jeden Männer vereint ertragen nicht solche Beschwerden.“ Woher soll da die auf absehbare Zeit in den Kampf gestellte Frau die beschauliche Vertiefung nehmen, um, ohne ihren heiligsten Lebensaufgaben untreu zu sein, eine Bahnbrecherin in Dingen der Kunst zu werden?

Nur allzu begreiflich ist es, daß bisher gerade solche Frauen, die nicht alle Phasen weiblichen Daseins durchgemessen hatten, sich literarischen Ruhm erworben haben; sie empfanden den Drang nach Bethätigung von Kräften, deren

anderweitige Verwerthung ihnen die Natur oder die Verhältnisse versagten. Findet man einen von materiellen Interessen unabhängigen künstlerischen Trieb bei Frauen, die Kinder haben, so gehören solche Frauen entweder zu jenen seltenen Zuspispiriten, deren es bekanntlich vereinzelte immer gegeben hat und die in der neu anbrechenden Aera auch nicht häufiger sein werden als in den vergangenen Jahrtausenden, oder es sind jene, Bemitleidenswerthen, die ihr natürlicher Beruf zu gering dünkt und die man an Goethes Urtheil erinnern sollte, daß sie ihrer Kinder nicht werth sind. Von der dilettantenhaften Mittelmäßigkeit, der sie unausbleiblich verfallen, haben wir nichts zu erwarten.

Von welcher Seite aus man die Möglichkeit einer neuen weiblichen Kunst auch in Erwägung ziehe: immer wieder stößt man auf die Frauen, die durch den sozialen Druck auf den Kampfplatz mit dem Manne gedrängt werden; denn von einem friedlichen Zusammenwirken ist bis jezt, außer in der Arbeiterbewegung, wo die bittere Noth die Solidarität der Interessen lehrt, nichts zu verspüren. Alle diese Frauen aber werden bestreben, daß es unmöglich ist, den künstlerischen mit dem mütterlichen Berufe ohne Zwang zu vereinigen, und daß sie, um überhaupt Etwas leisten zu können, sich vorübergehend oder dauernd zum Verzicht auf das Eine oder das Andere entschließen müssen.

Kunst kommt doch von Können her; und da gerade die tüchtigste Frau ihr bestes Können an die Erziehung der Kinder setzen wird, fehlt ihr zum Schaffen neuer geistiger Werthe die ausschließliche Konzentration, ohne die nichts Neues und Werthvolles entsteht. Das mag für die Einzelnen betrüblich scheinen; für die Entwicklung der Menschheit ist es ein Glück, da ihr so die schärfsten Fähigkeiten der Frau, auch ohne Anerkennung in „Stein und Erz“, in der unablässigen Arbeit an der Tüchtigkeit und dem Glück jeder folgenden Generation dienen.

Bei Alledem bleibt das Arbeitsfeld der Frau noch hinlänglich groß; und auch die spezifisch weibliche literarische Thätigkeit wird dadurch noch keineswegs zur leeren Phrase. Aber das „Frauenhafte“, das die Freiin Frieda von Bülow — und früher schon Laura Marholm — mit Recht als das Kriterium weiblicher Kunstleistungen hingestellt hat, ist vollkommen unabhängig von neu zu entdeckenden „weiten Provinzen der Dichtung“ und vom Gegenstande überhaupt. In der Dichtung ist die Bedeutung des „Was“ unendlich gering im Vergleich zu der des „Wie“; und nur dieses „Wie“ könnte der Ausgangspunkt zu einer Unterscheidung zwischen männlicher und weiblicher Kunst werden.

Paris.

Ella Orienter.



Unser Holzhandel.

Die Betrachtung des industriellen Aufschwunges lenkt den Blick auch auf eins der unentbehrlichsten Materialien: das Holz. Wenn man jezt von einer noch nie dagewesenen Bauthätigkeit spricht, bei der ja Holz eine große Rolle zu spielen hat, so ist zu bedenken, daß in einzelnen Theilen Deutschlands vor drei oder vier Jahren ungleich mehr als heute gebaut wurde. Die gesteigerten

Holzansprüche werden also wohl hauptsächlich von der Industrie gestellt. Ich erinnere an Maschinentheile, an Kisten und andere Verpackungarten, die für die überaus zahlreichen Lieferungen nach dem Aus- oder Inlande erforderlich werden. Die Glasindustrie an der Saar, in Westfalen und Pothringen braucht z. B. für ihr Spiegelglas Kistenholz in gewaltigen Mengen. Auch die großen Werkstätten mit Bahn- oder Wasseranschluß treten jetzt mit einer ganz anderen Nachfrage als früher hervor; und der ununterbrochene Zug in die großen Städte läßt die Verpackungen zu riesenhaften Dimensionen anwachsen. Der Konium hat so zugenommen, daß die erfahrenen Geschäftsleute dieses Faches behaupten, die Nachfrage könne heute nicht mehr wachsen, selbst wenn — was ja ganz unwahrscheinlich ist — der Zoll auf ausländische Hölzer mit etwa acht Prozent vom Werth wegfallen würde. Dieser Zoll, der anfangs dem einheimischen Produkt einen Schutz gewährte, ist jetzt längst zum Profitzoll geworden; und ob der Käufer oder der Verkäufer ihn zu bezahlen hat, wagen die gewiegtesten Kaufleute nicht zu entscheiden.

Das Holz, das wir brauchen, erhalten wir aus Bayern, Preußen, Württemberg, Baden, Oesterreich-Ungarn (besonders aus der Bukowina), Rußland und Amerika. Würde heute noch so viel Holz beim Bau verwendet wie vor fünfzehn Jahren, dann müßte der Preis um mindestens den vierten Theil höher sein. Den Hauptersatz für Holz bietet bekanntlich Eisen, das aber auf einem Gebiete auch wieder durch Holz ersetzt wird: bei den Eisenbahnschwellen. Das konstatiren besonders die rheinischen Direktionen, die meinen, die Qualität des Fahrparkes leide unter dem Eisen, und wieder auf Holz zurückgreifen möchten. Amerikanische Eichen werden hierzu häufig verwendet; ferner bekommen wir von Rußland Eichenschwellen, für die es dort besondere Geschäfte giebt. Sie verhandeln mit unseren Verwaltungen, denn direkt schließen die russischen Produzenten nicht mit fremden Staaten ab.

Der Holzhandel blüht und hat bei Vollendung des Rain-Donau Kanalsystems neue große Chancen zu erwarten. Von ausländischem Holz seien hier vor Allem drei amerikanische Sorten hervorgehoben: das Pitchpine, ein fettes, unserer Kiefer ähnliches Holz, das als sehr fest und für Maschinentheile, Thüren, Fenster und Treppen brauchbar gilt; das Carolinapine, ein mageres Kiefernholz, das gern für Fußböden verwendet wird; und Cottenwood, das man für Möbel, Bettstellen und Komoden bevorzugt. Die Möbel werden damit als Blindholz gleichsam gesättigt und dann mit allen möglichen Hölzern, z. B. mit Kirschbaum, furnirt. Früher erhielten wir davon aus der Union nur kleine Quantitäten; seit ein paar Jahren hat sich aber der Absatz bei uns verdreißigfacht. Das bewirkten geschickte und zugleich kapitalkräftige deutsche Unternehmer, die zahlreichen Konsumenten zunächst etwa einen Kubikmeter dieser Hölzer zur Probe gratis überließen und nach dem glänzenden Erfolge dann die angenehmsten Bedingungen stellten und für Verzollung, Lagerung u. s. w. sorgten.

So haben heute die verschiedensten Abnehmer große Jahresverträge mit unseren Holzhändlern, denen es gleichgiltig ist, ob sie viel oder wenig zu verzollen haben und ob in ihren Speichern auch noch die Vorräthe ihrer Kunden lagern. Freilich hatten die deutschen Händler drüben erst einige Hindernisse zu überwinden und vor Allem durchzusetzen, daß die Amerikaner schlechte Theile, die Zoll- und Transportkosten nicht tragen können, ausshieden. Solche ausgeführte Waare ist in New-York kaum zu haben, wird vielmehr direkt von allen möglichen Plätzen der Union bezogen und manche Firmen

erkennen keinen Stamm an, den nicht ihr überseeischer Vertreter mit seinem Stempel versehen hat. Der inländische Holzhandel kennt keine solche Kontrolle; da verläßt man sich einfach auf den geschäftlichen Ruf des Verkäufers. Auch in Rotterdam wird das amerikanische Holz vom deutschen Empfänger noch einmal kontrollirt; übrigens wird es baar bezahlt. Im Ganzen dürfte der Preis des amerikanischen Holzes durch Transport, Zoll und Lagerung ungefähr verdoppelt werden. Das hat aber, wie die Thatfachen lehren, der Nachfrage nicht geschadet. Abgesehen von den Vorzügen des amerikanischen Holzes spielen dabei manchmal auch Zufälle eine Rolle, die unsere eigene Produktion treffen. So haben wir in wichtigen deutschen Walddistrikten Jahre erlebt, in denen nicht halb so viel Holz gefällt wurde wie sonst. Die Ursachen waren: Schnee- und Windbruch, starkes Auftreten des Vorkenkäfers und der Spinne. Damals stieg der Preis für Rundholz mehrfach um zwanzig Prozent über die Waldtage.

Zweierlei ist in dieser Branche zu unterscheiden: der Handel in Rundholz und der Handel in Brettern. Der Handel in Rundholz betrifft die Stämme im Urzustand; Bayern, Baden, Württemberg versenden diese Hölzer auf Flößen. Die Bretter, gleichsam das veredelte Rundholz, werden fast nur auf der Eisenbahn befördert, in besonders großen Quantitäten über Mannheim zu Schiff nach Holland. Dort verlangt die sumpfige Beschaffenheit des Bodens sehr oft, daß auf Pfählen gebaut wird, und dazu wurden früher besonders russische Hölzer verwandt, die über Deutschland bezogen wurden. Sie sind aber nicht länger als sechs bis acht Meter und häufig werden vierzehn Meter gebraucht; dann hat die deutsche Waare den Vorrang; natürlich ist sie aber auch theurer. Uebrigens versucht man in neuester Zeit von Rußland aus, über See auf Schlepddampfern und Flößen direkt nach Rotterdam zu liefern und die deutschen Kunden von dort aus auf dem Rheinwege zu versorgen. Diese Verfrachtungen russischen Holzes nach Deutschland via Rotterdam sind an und für sich schon seit Jahren üblich; nur, daß man Flöße dazu benutzt, ist neu und nicht ohne Gefahr. Wenigstens mußten die Amerikaner, die früher Ähnliches versucht hatten, wegen der damit verbundenen Gefahren für die Schifffahrt davon wieder Abstand nehmen.

Noch ist es nicht lange her, daß der Holzhandel bei uns im Großen betrieben wird: erst seit zwei Jahrzehnten kennen wir ihn. Früher gab es viele kleine Händler und die Flußschifffahrt wurde stärker ausgenutzt. Man pflegte zweimal im Jahre mindestens die Lagerbestände zu erneuern. Heute spielt der Eisenbahnverkehr eine große Rolle und man begnügt sich mit geringen Vorräthen, weil bei den heutigen Verkehrsmitteln jedes beliebige Lager binnen acht Tagen aufgefüllt werden kann. Unsere wichtigsten Plätze sind neben Hamburg und Bremen: Danzig, das eine ansehnliche Holzbohrer hat und für den Schiffsbau wichtig ist; ferner Königsberg, Berlin, wo ein Holzhandelslokal mit nicht zu großem Aktienkapital gute Geschäfte machen könnte, und Frankfurt am Main für geföhktes Holz. Denn der Weg führt aus Bayern und Oesterreich über Frankfurt und von da den Rhein hinunter nach Holland. Die wichtigsten Rainstationen sind Staffelbach bei Bamberg, Kitzingen, Würzburg, Ochsenfurt. Aus den Wäldern führt die Eisenbahn das Holz bis an diese Stationen; die Gleise gehen meistens direkt bis ans Wasser. Die Flöße erreichen eine Ladungsfähigkeit von zweihundert bis tausend Kubikmetern und darüber. In Kassel werden sie zu größeren, sogenannten Holländerflößen umgepannt

und diese erreichen tausend bis fünftausend Kubikmeter. Die Fahrt bis Frankfurt dauert drei bis fünf Tage, die Fahrt von Kastel nach Holland, je nach dem Wasserstande, acht bis vierzehn Tage. Auf dem Rhein darf ohne Lootsen nicht gefahren werden. Die Leitung der Flöße ist ein selbständiges Geschäft, bei dem gut verdient werden muß, da sich schon der Floßknecht nach meinen Informationen auf vier bis sechs Mark täglich steht. Die Fahrten sind unter den günstigsten Verhältnissen neun Monate im Jahr möglich; so lange währt also auch der Verdienst. Eine besondere Art von Flößerei, die vielleicht weniger Geschicklichkeit erfordert, aber doch sehr anstrengend ist, ist die Flößerei nach Berchtesgaden, nach Passau und in gewissen Theilen des Schwarzwaldes. Da wird das gefällte Holz bis zur Regenzeit aufgespeichert, zusammengebunden und in die Bäche hinabgelassen, die es stundenweit tragen. Auf dem schwimmenden Floß ist keine Seele; es wird während der Fahrt vom Ufer aus mit langen Stangen gesteuert.

Die große Spekulation scheint sich für den Holzhandel einstweilen noch wenig zu interessieren und einige stürmische Unternehmungen bedrutender Firmen haben bisher stets mit Aufsehen erregenden Zusammenbrüchen gendet. Auffällig ist die schnelle Eroberung der Branche durch jüdische Elemente. Sie fehlten bis vor vierzig Jahren beinahe ganz, weil damals den Israeliten das Reisen von Stadt zu Stadt noch erschwert war. Was sie vorbringen ließ, war, außer ihrer Geschicklichkeit in Kapitals-Akquisitionen, der struggle for life, der energisch aufstrebende Gruppen gewöhnlich zu Siegern über schlaff und träg gewordene macht. Die Spielwaren-Industrie in Nürnberg, die Spiegel-Fabrikation in Jülich u. s. w. zeigen die selbe Erscheinung, von der die landläufige Weisheit antisemitischer Phrasenhelden sich freilich nichts träumen läßt.

Ueber die Leistungsfähigkeit des deutschen Waldes fielen die Gutachten der Forstverwaltungen vor einigen Jahren recht verschieden aus. Veranlaßt wurde die Umfrage dadurch, daß die Holzstoff-Fabriken sich gezwungen erklärten, für ihren Bedarf Walderwerb im Auslande suchen zu müssen. Pluto.



Guthmann-Graphologen.

Der jüngst zu Ende geführte Mordprozeß gegen den Schneidergesellen Hugo Guthmann hat wieder einmal die Thätigkeit der sogenannten Schreibschreiberverständigen und ihre „Methoden“ grell beleuchtet, nicht minder aber die Rathlosigkeit, die bei den Behörden herrscht, wenn es sich darum handelt, zuverlässige Personen für die Ausübung der Schriftvergleichung zu gewinnen.

Bekanntlich mußte einem am Thatorf vorgefundenen Zettel mit der Aufschrift: „Das Schwein von Hure hat meinen Mann verführt“ die größte Bedeutung beigelegt werden, da die eigentliche Beweisaufnahme — die auf Aussagen mehr oder minder zweifelhafter Personen aus dem dunkelsten Berlin beruhte — Beweiskräftiges nicht ergeben hatte. Die Anklagebehörde erblickte ferner in einem achtundzwanzig Seiten (Notizblätter) langen anonymen Brief an die Polizei ein eben so wichtiges Ueberführungstück, weil es dem Inhalt nach nur vom Angeklagten herrühren könne. Die Schrift auf dem erwähnten Zettel verrieth eine

ziemlich große Schreibgewandtheit; es war eine flüssige, keineswegs ungebildete Hand. Jugendwelche Formen, die als Produkte einer gewollten Verstellung angesehen werden konnten und mußten, enthielt die Schrift nicht. Die Handschrift des anonymen Briefes dagegen war offenbar absichtlich verstellt und gekünstelt; in keiner Weise erinnerte sie auf den ersten Blick an die des Angeklagten, obgleich die genauere Untersuchung einige Uebereinstimmungen ergab. Die zugezogenen Sachverständigen, Landgerichtsssekretär Ulrichter, Frau Professor Dilloo, ferner ein pensionirter Schulrath Dr. Grabow und ich, widersprachen in ihren Gutachten einander in Bezug auf die Zettelschrift, — jedoch durchaus nicht in so erheblichem Maße, wie die Zeitungsberichte über die Plaidoyers vermuthen ließen. Während der erste Experte erklärte, er vermöge nicht mit Bestimmtheit zu begutachten, daß der inkriminirte Zettel von Guthmann geschrieben sei, er Das aber wohl von der Schrift des anonymen Briefes annehmen müsse, behauptete Frau Dilloo, die beiden Schriften könnten nur vom Angeklagten herrühren. Das Selbe begutachtete Dr. Grabow. Dagegen sagte ich, es spräche zwar sehr viel dafür, daß der Zettel von Guthmann geschrieben sei, doch könne ich die volle Ueberzeugung von der Thäterschaft des Angeklagten nicht gewinnen; bei dem Briefe aber bestehe nur eine geringe Wahrscheinlichkeit. Eine erhebliche Divergenz in Bezug auf den Zettel bestand also zwischen den Experten nicht. Diese hat erst der Staatsanwalt konstruirt, — vielleicht ohne jede Absicht und nur von dem Gedanken geleitet, er müsse die „Methode“ seines Gutachters Grabow gegen meine Angriffe schützen. Ob Das von seinem Standpunkt aus geschieht war, möge dahingestellt bleiben.

Es ist nun weniger die Verschiedenheit der Gutachten, die den Fall Guthmann für die Schriftvergleichung interessant macht, als vielmehr der Umstand, daß man vor Gericht offenbar glaubte, in dem Schulrath Dr. Grabow eine Persönlichkeit gefunden zu haben, die berufen sei, die Schriftvergleichung auf einen wissenschaftlichen Boden zu stellen. Diese Annahme oder dieser Glaube zeigt so recht, wie wenig man an „maßgebender Stelle“ über Das unterrichtet ist, was auf dem Gebiete der Schrift bisher gearbeitet wurde. Die sogenannte Winkelmessung wurde hier den stauenden Geschworenen als etwas ganz Neues und Besonderes umständlich vorgeführt. Und doch ist die Beobachtung der Schriftlage so alt wie die Schrift selbst. Die Bezeichnung „Schriftverstellung“ ist ja direkt auf die Wahrnehmung zurückzuführen, daß anonyme Brieffschreiber — um ihre Schrift unkenntlich zu machen — eine andere Schriftlage wählen. Thatsächlich ist die Schriftlage das Moment, das bei einer Handschrift am Meisten bemerkt wird. Dr. Schwiedland hat vor Jahren einen Rekaparat, den sogenannten Graphometer, erfunden, ein einfaches Geräth, das nur dazu dient, die Lage einer Handschrift zu messen. Mit dem Winkel, den die Lage der Schrift zur Schreiblinie bildet, operirte schon Adolf Henze, den Manche als den Altmeister der Schriftvergleichung bezeichnen. Ein amerikanischer Sachverständiger widmete der Winkelmessung als Hilfsmittel bei Identitätsnachweisen ein besonderes Kapitel. Aber freilich: die Entdeckung, daß die meisten Menschen in einer Schriftlage von 58 Grad schreiben, hat Keiner vor Grabow gemacht, — nicht einmal Preyer, der doch zuerst eine Synthese und Analyse der Handschrift gegeben hat. Und doch spricht gerade Preyer viel von der Lage der Schrift. Es war ein feiner Schachzug der Verteidigung, noch in letzter Stunde den Antrag zu stellen, es möchten einige Stellen aus Preyers Werk

„Zur Psychologie des Schreibens“ verlesen werden. Obwohl der Antrag abgelehnt wurde, erfuhren die Geschworenen doch durch seine Fassung, was zu erfahren ihnen zugebacht war, daß nämlich Preyer der Entdeckung Grabows direkt widerspricht, da er sagt: „Am Häufigsten ist eine Schriftlage zwischen 50° und 35° .“ Auch nach meinen eigenen Messungen ist Das zutreffend. Die ziemlich steile Lage von 58° findet man bei verhältnißmäßig wenigen Menschen. Der Entdecker der 58° weiß sich jedoch zu helfen. Da er wohl selbst die Feststellungen Preyers gefunden haben mag, so wird ohne jeden zwingenden Grund zur Rettung der Theorie allen Menschen eine primäre und eine sekundäre Schriftlage imputirt. Stimmt der Winkel von 58° bei dem Einen oder Anderen einmal nicht, dann wird so lange an seiner Schrift herungemessen, bis irgendwo — und sei es auch nur, wie bei Guthmann, in einer Notizenschrift — ein in 58° geschriebenes f oder f triumphirend gefunden wird. Die Theorie ist dann glänzend gerettet, selbst wenn die gewöhnliche Schriftlage des betreffenden Individuums unter 35° betragen sollte. Wie spricht doch Goethe von solcher Wissenschaftlichkeit? „Der Keck, der spekulirt, ist wie ein Thier auf dürrer Heide, von einem bösen Geist im Kreis herumgeführt...“ Und Nichts? „Der Wille zum System ist schon eine Unehrllichkeit.“

Wenn, wie Dr. Grabow behauptet, die meisten Menschen in einer Schriftlage von 58° schreiben, so kann der Schriftwinkel von irgend welchem besonderen Vergleichswert bei Identitätsnachweisen nicht sein, weil diese Schriftlage ja den meisten Menschen eigenthümlich, nicht also individuell charakteristisch ist. Die ganze Menschheit theilt sich nach Preyer in die Schriftlage von 50° bis 35° ; wie kann man da im Ernst den Schriftwinkel als ein richtiges Charakteristikum erklären? Für die Schriftvergleichung hat also Grabows Methode keine Bedeutung.

Das hat auch Dr. Grabow vor den Geschworenen zugegeben. Welchen Werth — so frage ich — hat aber dann die große, Epoche machende Entdeckung überhaupt? Der Experte glaubte, aus den Schwankungen der Schriftlage — in Guthmanns Schrift sollen die f und f schräger, die h steiler stehen als die übrigen Buchstaben — ein untrügliches Beweismoment herleiten zu können. Er rechnet also gar nicht mit der längst bekannten Thatsache, daß es Bleibendes und Unveränderliches in der Schrift überhaupt nicht giebt. Die Handschrift ist vielfachen Veränderungen unterworfen, selbst vorübergehende Stimmungen beeinflussen die Lage der Schrift und ihre Formen, — von pathologischen Einflüssen ganz zu schweigen. Dr. Grabow betrachtet die Schriftvergleichung als eine mathematische Aufgabe, die nur mit Winkelmaß und Zirkel zu lösen sei. Diese schulmeisterliche Auffassung ist bei einem Lehrer begreiflich, zumal man in diesen Kreisen vielfach noch glaubt, man könne jedem Individuum eine bestimmte Handschrift anverleihen. Wenn man aber mit dem Anspruch auftritt, ein Heilmittel gegen die Kalamität der Schriftvergleichung gefunden zu haben, dann muß man wenigstens die darüber vorhandene Literatur beherrschen und man darf, ohne sich lächerlich zu machen, nicht mit Behauptungen kommen, die längst widerlegt sind. Das thut aber Dr. Grabow, wenn er die Lage der Schrift von der Formation der schreibenden Hand abhängig sein läßt. Für ihn sind also die fast durch ein Vierteljahrhundert zurückreichenden Beobachtungen, wonach man Mund- und Fußschriften von Handschriften nicht zu unterscheiden vermag, einfach nicht vorhanden. Er sagt uns auch nicht, wieso die Abhängigkeit der Schriftlage von der Hand-

oder Fingersform nachgewiesen werden kann. Nicht die Hand, sondern das Hirn schreibt. Zur Ausübung des Schreibens ist dem Gehirn jedes Werkzeug recht, das eine Schreibvorrichtung glatt und ohne Störung führen kann. (Die Frage, ob es ein besonderes Schreibcentrum giebt, soll hier übergangen werden.) Niemand war je im Stande, von den Schriftzügen auf die Gestalt der Hand, die sie hervorbrachte, sichere Schlüsse zu ziehen. Diese Entdeckung steht also wissenschaftlich auf der selben Höhe wie die des Winkels von 58°. Hervorragende Vertreter der Physiologie haben denn auch Grabows Untersuchungen als mehr oder weniger geistreiche Spielereien bezeichnen. Daß solche Uebungen der Phantasie im Gerichtssaal keine Existenzberechtigung haben, versteht sich von selbst.

Neben Herrn Dr. Grabow erregte Frau Professor Diloo vielfach Staunen und Kopfschütteln, weil sie bei ihrem Gutachten von der Charakterbeurtheilung des Angeklagten ausging. Man hat aus den Tageszeitungen erfahren, wie sehr sie von dem medizinischen Sachverständigen ad absurdum geführt wurde. Dennoch wäre es gut, wenn die Herren Mediziner sich mehr als bisher um die Psychophysiologie der Schrift kümmern wollten. Die Handschrift kann unter Umständen ein vorzügliches Diagnostizirungsmittel sein.

Keinem verständigen Experten ist es bisher je eingefallen, mit den wirklichen oder vermeintlichen Ergebnissen der graphologischen Forschung im Gerichtssaal paradiren zu wollen. Wer Das thut, bringt sich von vorn herein in eine schiefe Lage, denn er vergißt, daß in den Gerichtssaal nur die allerbanalsten Wahrheiten gehören, genau so wie in die Tagespresse. Die einfachste Klugheit sollte eigentlich also jedem Experten verbieten, vor Gericht von Handschriften-Deutung zu sprechen. Reputirliche Leute thun es schon deshalb nicht, weil ja, besonders in den letzten fünf Jahren, alle möglichen unsaubereren Elemente der Graphologie sich zugewandt haben. Es sind sogar Vereine und Gesellschaften gegründet und Dumme genug eingefangen worden, die gar nicht merkten, daß es nur auf Geschäfte und Reklamemachelei abgesehen war.

Frau Diloo hat als überzeugte Graphologin die Konsequenzen aus dieser Lehre gezogen. Sie that es ohne Scharfsinn, ja, ohne genügende Ueberlegung. Denn wäre es selbst in allen Fällen möglich — was entschieden bestritten wird —, den Charakter eines Menschen aus seiner Schrift festzustellen, und zwar so, daß man sich bei dem Angeklagten der That wohl versehen könne, dann würde daraus noch lange nicht folgen, daß er eben diese That, der er beschuldigt ist, auch vollbracht haben müsse. Eine sichere Charakterbeurtheilung kann im besten Falle nur als Orientirung, nie als Beweismittel dienen. In den Gerichtssaal gehört die Handschriften-Deutung so lange nicht, bis ihre Behauptungen wissenschaftlich sicher bewiesen sind, und dann darf sie auch nur zum Zweck der Orientirung über den Charakter des Angeklagten dienen, wenn nicht andere Mittel zu Gebote stehen. Diese einfache Wahrheit ist so selbstverständlich und einleuchtend, daß man den Lärm nicht versteht, der in der Tagespresse über den „Fall Diloo“ gemacht worden ist. Als ob diese Dame als „Graphologin“ vereidigt worden wäre! Im Ernst von preussischen Gerichtsbehörden anzunehmen, sie hätten den Versuch machen wollen, die Graphologie in die Rechtspflege einzuführen, ist . . . lächerlich.

W. Langenbruch.